

Frank Jacob

# KRIEGSTIERE



Der Einsatz von Tieren in den  
Kriegen des Britischen Empire

büchner

# Kriegstiere



*Prof. Dr. Dr. Frank Jacob*, geb. 1984, studierte von 2004 bis 2010 an der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg sowie an der Osaka University Geschichte und Japanologie. 2012 wurde er an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg im Fachbereich Japanologie mit einer Arbeit zu Geheimgesellschaften in Deutschland und Japan promoviert. Nach Tätigkeiten als Lehrbeauftragter an der Friedrich-

Alexander-Universität und der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf wurde er 2013 zum Wissenschaftlichen Assistenten am Lehrstuhl für Neueste Geschichte I der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg bestellt. 2014 erhielt er einen Ruf auf eine Tenure-Track-Professur für Welt- und Globalgeschichte ab 1500 an die City University of New York, 2018 einen Ruf auf eine Professur (tenured) für Globalgeschichte (19. und 20. Jahrhundert) an die Nord Universität, Norwegen.

Frank Jacob

# Kriegstiere

Der Einsatz von Tieren in den Kriegen  
des Britischen Empire



**BÜCHNER-VERLAG**  
Wissenschaft und Kultur

Beiträge zur Tiergeschichte  
Herausgegeben von Frank Jacob  
Band 5

ISSN (Print) 2626-8256  
ISSN (Online) 2698-3214

Frank Jacob  
Kriegstiere  
Der Einsatz von Tieren in den Kriegen des Britischen Empire

ISBN (Print) 978-3-96317-308-0  
ISBN (ePDF) 978-3-96317-857-3  
DOI: 10.14631/978-3-96317-857-3

Erschienen 2025 bei: Buechner-Verlag eG, Bahnhofstr. 5, D-35037 Marburg,  
Kontakt: [info@buechner-verlag.de](mailto:info@buechner-verlag.de)

Satz und Umschlaggestaltung: DeinSatz Marburg | mg  
Bildnachweis Umschlag: Berittener Yeomanry im Burenkrieg; Wikimedia  
Commons, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Boer\\_War\\_Q71976.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Boer_War_Q71976.jpg)



Dieses Werk erscheint – dank der freundlichen finanziellen Unterstützung durch die Nord Universitet, Norwegen – unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC 4.0: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/>. Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Printausgabe: Druck und Bindung: Totem, Inowroclaw/Polen  
Die verwendeten Druckmaterialien sind zertifiziert als FSC-Mix.  
Printed in EU

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

[www.buechner-verlag.de](http://www.buechner-verlag.de)

# Inhalt

1	Einleitung .....	7
2	Elefanten und die Kriegsführung der East India Company auf dem indischen Subkontinent .....	13
2.1	Die EIC, die Konsolidierung britischer Herrschaft und die militärische Synthese auf dem indischen Subkontinent ...	18
2.2	Elefanten und die EIC .....	41
3	Der Einsatz von Pferden im Burenkrieg (1899–1902) ..	53
3.1	Der Burenkrieg .....	55
3.2	Pferde im Burenkrieg .....	62
4	Der Einsatz von Kamelen im Ersten Weltkrieg .....	75
4.1	Das Imperial Camel Corps .....	80
4.2	Das ICC und die Entstehung einer besonderen Mensch-Tier-Beziehung .....	94
4.3	Die militärischen Operationen des ICC und die logistische Leistung des CTC .....	109
4.4	Großbritanniens bekanntester Kamelreiter .....	121
5	Schlussbetrachtung .....	135

6	Quellen- und Literaturverzeichnis .....	139
6.1	Verzeichnis archivalischer Quellen .....	139
6.2	Zeitungen und Zeitschriften .....	140
6.3	Gedruckte Quellen und Literaturverzeichnis .....	141
6.4	Abbildungsnachweise .....	151

# 1 Einleitung

Als Carl von Clausewitz (1780–1831) in seinem klassischen Werk *Vom Kriege* (1832) versuchte zu beschreiben, dass der Ausgang des Krieges je nach Waffengattung von ganz unterschiedlichen Faktoren abhängt, bemerkte der preußische Militärwissenschaftler mit Blick auf einen möglichen Erfolg oder Misserfolg der Kavallerie, dass hierfür die Anzahl der Pferde entscheidend sei (Clausewitz 1909, Buch 5, Kapitel 4). Diese Schlussfolgerung erscheint nicht nur logisch, sondern gleichfalls wenig überraschend, denn eine Kavallerie ohne Pferde käme einer Marine ohne Kriegsschiffe gleich. Dessen ungeachtet deutet Clausewitz hier bereits deutlich darauf hin, dass der Erfolg moderner Armeen oft davon abhing, wie viele Reit- und Transporttiere zur Verfügung standen, um sowohl das Kampfgeschehen als auch die Logistik während eines Krieges zu beeinflussen, wobei verschiedene historische Beispiele diesen Zusammenhang sehr deutlich – und gleichfalls jenseits der Clausewitz’schen Theorie – in der historischen Praxis belegen (Jacob 2016; Muir 1998: 105–138; Pelegro 2016; Tellis/Rosenzweig 2018: 67–88; Willekes 2015).

In den unzähligen Kriegen der Geschichte – und einer explizit nicht anthropozentrischen Menschheitsgeschichte – wurden immer wieder Tiere als militärische Ressource betrachtet, zum Kriegsdienst herangezogen, etwa als Reittiere der Kavallerie (Janssen 2009), aber ebenso als Transporttiere für Artillerie und Infanterie sowie zur logistischen Sicherung des Nachschubes, und starben oft in ähnlich großen Zahlen wie die menschlichen Kriegsteilnehmerinnen und -teilnehmer. Es braucht kein militärstrategisches Genie, um diesen Zusammenhang zu verstehen, aber lange Zeit wurden die tierischen Kriegsteilnehmer in den historischen Arbeiten lediglich als treue Gefährten beschrieben und ihr Einsatz eher selten wirklich gewürdigt. Die Beziehungsgeschichten von Soldaten und

Tieren, wenn man so will also die Mensch-Tier-Beziehungen in Zeiten des Krieges sind wesentlich komplexer und durchaus wichtig für das Verständnis der jeweiligen historischen Kontexte und Entwicklungen dieser wichtigen Ereignisse. Schon Clausewitz, dessen Denken und theoretische Reflexionen lange Zeit nachwirkten und militärische Planungen beeinflussten (Langston/Flanagan 1963), hatte darauf hingewiesen, dass allein die geringe Verfügbarkeit von Tieren als mögliche Ressource für einen Krieg eine Krise auslösen könne, die wiederum in einen Krieg münde (Münkler 2003: 21).<sup>1</sup>

Die Verfügbarkeit von Tieren zog jedoch nicht nur strategische und taktische Folgen nach sich, sondern bedingte gewisse Identifizierungen der Soldaten durch und mit ihre jeweiligen Tieren. Bestimmte Kriegserfahrungen standen in explizitem Zusammenhang mit den jeweiligen Reit- oder Transporttieren, zu denen die Soldaten in den entsprechenden geografischen und historischen Kontexten eine bisweilen sogar sehr intime Beziehung aufgebaut hatten. Bei bestimmten Waffengattungen, etwa der Kavallerie, galt diese Verbindung zudem lange Zeit als Statussymbol, bevor das »goldene Zeitalter« der berittenen Helden, die das Schlachtfeld beherrschten, sich seit dem Ersten Weltkrieg (Betteridge-Dyson 2024), zumindest mit Blick auf den Grabenkrieg der Westfront (Badsey 2008; Winrow 2016), dem Ende zuneigte. Dessen ungeachtet blieben Reit- und Transporttiere auch in den folgenden Kriegen ein wichtiges Element der militärischen Logistik (Altieri 2016; Chaney 2025). Während der eigentliche Einsatz auf dem Schlachtfeld aufgrund technologischer Entwicklungen und neuer verfügbarer Waffen mit dem Einsetzen der Moderne zurückging, blieben Tiere jedoch essentiell wichtig um die »Kriegsmaschinerie« am Laufen zu halten.

Dabei waren Elefanten, Kamele, Maultiere, Ochsen oder Pferde nicht nur als Transporttiere von Bedeutung, sondern konnten, wie andere Tiere ebenfalls, zur Verpflegung der Truppe herangezogen werden, wenn die Versorgung mit Nahrungsmitteln knapp war (Röver 2025). Die Haltung und Zucht von bestimmten Tierarten war dahingehend besonders in Kriegszeiten von Bedeutung, sicherte sie doch das Überleben der Soldaten (Mauldin 2021). Darüber hinaus wurden verschiedene Tiere

---

1 Vgl. beispielhaft auch Jacob (2016b) und Fumi/Marigliano (2025).

während des Krieges für andere Aufgaben eingesetzt, etwa zur Kommunikation (Pöppinghege/Proctor 2009), zur Prävention von Krankheiten oder Gasvergiftungen (Gladstone 1919: 23–25), zum Aufspüren von Minen (de Guzman 2022), zur medizinischen Unterstützung oder zur Rettung Verwundeter (Jager 1917: 31; Lemish 1996; Pearson 2019) sowie Räumungsarbeiten nach Bombenangriffen.<sup>2</sup> Neben Untersuchungen, die sich mit diesen speziellen Episoden der Tiergeschichte auseinandersetzen, hat ein zunehmendes Interesse an der Geschichte von Mensch-Tier-Beziehungen dafür gesorgt, dass Arbeiten entstanden sind, die sich mit eben dieser Beziehungsgeschichte im Kontext militärhistorischer Fragestellungen auseinandersetzen (Fudge 2002; Hediger 2021; Jacob 2022; Pöppinghege 2009; Ullrich/Roscher 2017).

Ungeachtet des militärischen Wertes von Tieren, deren Ausbeutung als nicht-menschlicher Arbeitskraft (Porcher/Estebanez 2019) sowie der Nutzung als Nahrungsmittelquelle (Sims 1951), wurden viele Tierarten zu treuen Begleitern stilisiert, die die schrecklichen Kriegserfahrungen der Menschen teilten und dadurch als Teil einer spezifisch kontextualisierten und kodierten Leidens- bzw. Schicksalsgemeinschaft betrachtet werden konnten (Flynn 2020). Das Band zwischen den (un)freiwilligen menschlichen sowie animalischen Teilnehmern des Krieges wurde durch den gemeinsamen »Erfahrungsraum« (Koselleck 2010) geschaffen und durch mediale Inszenierungen sowie post-faktische Legendenbildung zu einem Teil der allgemeinen Populärkultur bzw. des kollektiven Gedächtnisses (Parker-Starbuck 2013).<sup>3</sup> Bei der Schaffung von Erinnerungsräumen, die an den Verlust sowie die Aufopferung der Soldaten erinnern sollen, sind es schließlich nicht nur die geografischen Gegebenheiten, die das kollektive Gedächtnis an eine Schlacht prägen (Jacob 2019), sondern es sind gleichfalls die Tiere, deren Gesellschaft als entscheidend erinnert wird, selbst

---

2 Im November 1945 fotografierte der britische Sergeant Carpenter die deutschen Zirkuselefanten Kiri und Many in Hamburg, wo die beiden Tiere bei Aufräumarbeiten eingesetzt wurden. Diese Fotos sind Teil der offiziellen Sammlung des War Office zum Zweiten Weltkrieg im Imperial War Museum. Für ein Foto der beiden Elefanten bei der Arbeit siehe: <https://www.iwm.org.uk/collections/item/object/205206193> (10.05.2024).

3 Ein Beispiel dafür wäre u. a. Steven Spielbergs Film *War Horse* (2011).

wenn letztere in der öffentlichen Gedenktradition für lange Zeit keinen zentralen Platz eingenommen hatten (Medlock 2019; Pearson 2013: 129).

Der Pflege und Gesundheit von Tieren, die zum Kriegseinsatz herangezogen worden waren und immer noch werden galt und gilt bis heute ein besonderes Augenmerk, denn das Wohlbefinden der jeweils zum Einsatz kommenden Tiere ist nicht nur von militärischer Bedeutung, sondern vielen Soldaten ein besonderes Bedürfnis (Giles 2019). Sicherlich hat die sich verändernde Mensch-Tier-Beziehung dazu beigetragen, die Wahrnehmung tierischer Akteure, insbesondere in Zeiten eines Krieges, zu verändern, wobei diese Veränderungen nicht exklusiv im Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen zu verstehen sind, selbst wenn letztere die Erfahrung sicherlich intensiviert haben dürften (de Kleijn 2019; Gieser 2022; Jacob 2022; Nowrot 2015). Die Wahrnehmung von Tieren während eines Krieges war jedoch nicht immer positiv, zumal nicht alle Tierarten den Soldaten gleichermaßen Freude zu bereiten im Stande waren. Ganz im Gegenteil, einige verursachten Angst und Pein, insbesondere Fliegen oder Ratten, die durchaus traumatische Erfahrungen auf den Schlachtfeldern bedingten (Jacob 2020: 80–81). Die negative Wahrnehmung von Tieren hing dahingehend jedoch nicht nur mit tatsächlichen Kriegserlebnissen zusammen, sondern konnte ihren Ursprung auch darin haben, dass gegnerische Soldaten in den Medienerzeugnissen und populären Kulturpraktiken der jeweiligen Zeit (Gedichte, Lieder, Schauergeschichten etc.) dehumanisiert und mit Tieren verglichen wurden (Linhart 2020). Ein Blick auf Kriegstiere erlaubt folglich einen wichtigen und lohnenswerten Zugang für militärhistorische Studien, die sich mit verschiedenen Aspekten bestimmter Fallbeispiele auseinandersetzen können und sollten.

Das vorliegende Buch unternimmt eine eben solche Fallstudie, indem es den Einsatz und die Folgen des Einsatzes verschiedener Reit- und Transporttiere in drei unterschiedlichen geografischen und zeitlichen Kontexten analysiert. Das bedeutet konkret, dass 1) der Einsatz von Elefanten im Zuge der kriegerischen Expansion der britischen East India Company (EIC) auf dem indischen Subkontinent, 2) der Einsatz von Pferden während des Burenkrieges (1899–1902) in Südafrika und 3) die Nutzung von Kamelen während des Ersten Weltkrieges im Mittleren Osten untersucht werden. Mit den jeweiligen Einzelstudien wird gezeigt,

welche Rolle Tiere innerhalb militärischer Transformationsprozesse spielen, wie sich Mensch-Tier-Beziehungen im Kontext der Kriege des Britischen Empire gestalteten, veränderten und warum ausgerechnet in diesen Konflikten so viele Tiere zum Einsatz kamen. Schließlich soll auch nach den Auswirkungen der entsprechenden Erfahrungen mit Elefanten, Pferden und Kamelen gefragt werden, um zu zeigen welche Rolle die Tiere später innerhalb der soldatischen Erinnerungskultur einnahmen und wie die gemachten Erfahrungen die existierenden Mensch-Tier-Beziehungen gewissermaßen rekaliбриerten und in neuer Form zumindest für eine gewisse Zeit Teil eines kollektiven Gedächtnisses oder geteilten »Erfahrungsraumes« wurden.



## 2 Elefanten und die Kriegsführung der East India Company auf dem indischen Subkontinent

Elefanten sind groß, schwer, und furchteinflößend.<sup>4</sup> Auf den Schlachtfeldern der Geschichte verbreiteten sie daher vor allem eines: Angst. Allerdings kann ein Elefant mitnichten als »tierischer Panzer« bezeichnet werden. Militärhistoriker, wie beispielsweise der britischer Professor Alaric Seale in der *Militärhistorischen Zeitschrift*, haben zwar immer wieder auf Parallelen bezüglich der militärischen Kontermaßnahmen gegen Elefanten in der Antike und Panzer im Erstem Weltkrieg hingewiesen (Searle 2018), die Tiere sind dennoch nicht als »lebendige antike Panzer« zu verstehen, waren sie doch viel zu verwundbar und oft, außer Kontrolle geraten, auch eine Bedrohung für die eigenen Truppen. Der Vergleich hinkt folglich immer noch und das trotz seiner historischen Persistenz. Dessen ungeachtet wurde mit Recht auf die Stärke und Gelehrigkeit der Tiere hingewiesen (Evans 1901: 1), weshalb Elefanten, und das nicht nur in militärischer Hinsicht, in vielen Bereichen als Nutz- oder Lasttiere Verwendung fanden. Im Hinblick auf ihren Einsatz kombinierten die Tiere laut Thomas Williamson (1758–1817), der im späten 18. Jahrhundert in einem britischen Regiment in Bengalen gedient hatte und seine Erfahrungen später literarisch verarbeitete, »die Energie des Pferdes, die Klugheit des Hundes und einen großen Teil der List des Affen.« (Williamson 1807: ix) Andere britische Beobachter wiesen vor allem auf den Wert der Elefanten als Transporttiere hin (Evans 1901: 2). Trotz der zivilen Nutzungsmöglichkeiten wurden die »grauen Riesen« ebenfalls militärisch eingesetzt, wobei die Entscheidung dazu nicht nur von ihrer Erscheinung und Kraft bestimmt wurde, sondern vielmehr von den Notwendigkeiten des Krieges per se.

---

4 Das folgende Kapitel ist eine überarbeitete Version von Jacob (2018).

Kriege und Konflikte haben Menschen immer wieder dazu veranlasst, alle verfügbaren Mittel einzusetzen, um siegreich aus bewaffneten Konflikten hervorzugehen. Elefanten waren dabei nur eine Ressource von vielen, die es zu nutzen galt, um diesen Zyklus fortzusetzen, wobei Mensch-Elefant-Beziehungen nicht zwangsläufig der Ausübung von Gewalt dienen mussten. Trotzdem bot der Elefant in Kriegszeiten aber einige Vorteile: Zum einen minimierte sein Einsatz die notwendige Distanz zum Gegner, schließlich konnten vom Rücken der Tiere Pfeile verschossen werden, ohne in direkten Kontakt mit dem Angreifer der Gegenseite treten zu müssen, zum anderen bot das Tier ein großes Reservoir kinetischer Energie. Lange Zeit blieben sie daher Teil von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Heeren, vor allem in Indien und anderen Regionen Süd- und Südostasiens.

Gerade mit dem indischen Subkontinent wurde die »wundervolle Rasse von Giganten« (Morewood-Dowsett 1939: 4) dabei immer wieder in Zusammenhang gebracht und Indien ihretwegen unter anderem das Land der Kriegselefanten (z. B. Wilson 2003) genannt, das nicht nur die Fantasie von Reisenden, sondern ebenso von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, man denke nur an Rudyard Kiplings (1865–1936) *Dschungelbuch* (1894), beflügelte. Die Faszination der Tiere nimmt dabei mit zunehmendem Wissen über dieselben für viele Beobachterinnen und Beobachter zu (Morewood-Dowsett 1939: 9). Victor Alexander George Robert Bulwer-Lytton (1876–1947), der zweite Earl of Lytton, wurde »nie müde Elefanten zu betrachten und ihre Wege und Gewohnheiten zu studieren«, zumal die Tiere für den britischen Adeligen durch ihre »stille Würde, ihre Bedachtsamkeit« sowie ihre immense Stärke und gleichzeitige Demut »die Verkörperung der wahren Zivilisation Indiens« symbolisierten (Earl of Lytton 1942: 19). Es ist deshalb nicht überraschend, dass die Erscheinung des Elefanten auch zur Repräsentation von Status diente und selbst in Britisch-Indien den Rajas als Reittiere, die ihren adeligen Stand hervorhoben, von Nutzen waren (Earl of Lytton 1942: 97). Darüber hinaus wurden sie von britischen Jagdgesellschaften eingesetzt, da man vom Rücken des Elefanten aus ohne große Gefahr einen Tiger erlegen konnte (Earl of Lytton 1942: 138–146).

Dabei waren Elefanten von durchaus großem finanziellen Wert, was eine Episode aus der frühen Geschichte der Vereinigten Staaten von Ame-

rika sehr anschaulich dokumentiert. Jacob Crowninshield (1770–1808),<sup>5</sup> der zusammen mit seinen Brüdern in den ersten Dekaden nach der Unabhängigkeit der USA den kommerziellen Handel mit Indien organisierte und wie viele andere vom schnellen Reichtum, der durch den Verkauf exotischer Waren generiert werden sollte, träumte (Verney 2013: 81), erwarb 1795 einen drei Jahre alten Elefanten in Indien, den er für 5 000 Dollar in den USA verkaufen wollte. Tatsächlich gelang ihm nicht nur der Transport des Tieres, er konnte sogar seinen erhofften Verkaufspreis verdoppeln, als das Tier nach seiner Landung 1796 in New York für 10 000 Dollar den Besitzer wechselte (Ebd.).<sup>6</sup> Der Elefant, der als Attraktion in vielen amerikanischen Städten gezeigt wurde, gewann für einige Zeit durchaus den Status einer Berühmtheit und die wenigen, oft auf bereits vorhandenen Stereotypen beruhenden Informationen über die Lebensweise der Tiere, fanden weite Verbreitung.

Diese Stereotypen halten sich zum Teil bis heute. Ursächlich hierfür ist eine größtenteils einseitige, vornehmlich auf die »westliche Welt« fixierte Behandlung des Themas, die den Elefanten in seinem ursprünglichen, asiatischen Kontext vernachlässigt. Letzterer wurde in vielen Untersuchungen zum Thema »Kriegselefanten« nur recht marginal behandelt und soll im folgenden Kapitel daher im Zentrum der Betrachtung stehen, wobei die Nutzung durch die britische East India Company (EIC), die zunächst die Interessen des Britischen Empire auf dem indischen Subkontinent vertrat und vorantrieb, von besonderem Interesse ist.

Arbeiten wie die des niederländischen Historikers Jos Gommans (1995, 1995b, 1999, 2002, 2007, 2018) und des indischen Militärhistorikers Kaushik Roy (2005, 2013, 2013a) sind dabei von besonderem

5 Vgl. dazu MSS4, Crowninshield Family Ships' Papers, Crowninshield Family Papers, 1756–1864, Series I, The Phillips Library at the Peabody Essex Museum, Salem, MA.

6 Am 17. Januar 1797 berichtete die *Gazette of the United States & Philadelphia Daily Advertiser* über den Elefanten: »Der Elefant, der jetzt ausgestellt wird, wurde für zehntausend Dollar gekauft. Er ist drei Jahre alt, 1,80 m hoch und wird 5,50 m groß. Er frisst 65 kg am Tag und trinkt ein Fass Wasser. In einigen Tagen hat er vierzig Flaschen Porter [ein dunkles Bier] getrunken, wobei er die Korke mit seinem Rüssel herausgezogen hat. Er ist vollkommen harmlos, bewegt sich frei mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen pro Stunde und ist die größte Kuriosität, die jemals auf diesen Kontinent gebracht wurde.« (1) Zur Geschichte des Elefanten siehe Goodwin (1950).

Wert, da sie sich eingehend, wenn auch nicht dezidiert mit der Geschichte der indischen Elefanten, mit den militärischen, politischen sowie sozialen Entwicklungen auf dem indischen Subkontinent in der Zeit zwischen Mittelalter und Kolonialismus auseinandergesetzt haben. Dabei waren Kriegselefanten nicht nur in Indien in den Armeen der Herrschenden zu finden, sondern wurden durch ein Handelsnetzwerk über ganz Südostasien verteilt (Trautmann 2015: 3). Selbst auf Bali soll es einen König gegeben haben, der im späten 17. Jahrhundert einen Elefanten besessen und auf diesem in die Schlacht geritten sei (Hägerdal 2004: 88). In Indien selbst wurden die Tiere seit der Antike in die Heere der Lokalherrscher integriert und das *Arthaśāstra*, ein antikes Staatslehrbuch aus dem dritten bzw. zweiten Jahrhundert v. Chr., nennt eine Liste von acht verschiedenen Elefantenwäldern, in denen die Tiere gefangen werden konnten. Dabei wurden die Standorte nach der Qualität der zu fangenden Elefanten bewertet, wobei die besten aus Ost- und Zentralindien stammten (Trautmann 2015: 12–14).

Da der Unterhalt der Tiere extrem kostspielig war (Evans 1901: 3), wurde das Fangen und Halten der »grauen Riesen« sogar zu einem elementaren Bestandteil des indischen Königtums (Trautmann 2015: 45). Domingo Paes, ein portugiesischer Reisender, berichtet um 1520 von einer Militärparade in Vijayanagara, einem südindischen Königreich, bei der Elefanten vorgeführt wurden:

»Die Elefanten [...] sind mit einer Schabracke aus Samt und Gold mit Franzen und reichen Tüchern in vielen Farben und mit Glocken bedeckt, von denen die Erde widerhallt. Auf ihren Köpfen sind Gesichter von Riesen und anderen großen Tieren aufgemalt. Auf dem Rücken jedes Elefanten sitzen drei oder vier Männer, gekleidet in gesteppte Tuniken und bewaffnet mit Schildern und Speeren. Sie sind so gekleidet, als ob sie zu einem Beutezug bereit wären...« (Sewell 1900: 277)

Deutlich wird anhand dieser Beschreibung, dass die Tiere den Status der Herrschenden repräsentierten, die oft auf den Rücken der Tiere ihr Territorium durchquerten oder eben auf diesen in die Schlacht ritten, um von ihren Untertanen und Soldaten wahrgenommen werden zu können. Zudem dienten die Dickhäuter als Geschenk, das für besondere Dienste

verliehen wurde. So wird aus der Zeit Jahangirs (1569–1627), welcher das Mogulreich (1526–1858) zwischen 1605 und 1627 regierte, berichtet, dass er ein paar Elefanten verschenkt haben soll:

»Adlige wurden für ihre Dienste großzügig belohnt, aber auch aufwendige Geschenke gehörten zum Geschäft. *Pekash* (Opfergaben) und/oder *Nazr* (Gelübde), die für wohltätige Zwecke gespendet wurden, wurden erwartet, wenn die Adligen bei Hofe erschienen. [...] Aber Geschenke waren gegenseitig und die Geber erhielten in der Regel mehr, als sie gaben, selbst wenn die Belohnung eines Elefantenpaares vom Kaiser angesichts der Kosten für die Haltung von Elefanten mit einiger Skepsis betrachtet werden könnte.« (*The Jahangirnama* 1999: xx)

Jahangir verschenkte Elefanten an loyale Untergebene, politische Unterstützer oder an andere Herrscher. Er soll die Dickhäuter aber nicht nur als politisches Instrument, sondern auch zur eigenen Unterhaltung, besonders in Form von Elefantenkämpfen, die mitunter in Gemälden festgehalten wurden (Goswamy 1985), genutzt haben (*The Jahangirnama* 1999: 11–12). Einem breiteren Publikum wurden die Tiere darüber hinaus bei Hinrichtungen vorgeführt, wenn ihre Masse dazu eingesetzt wurde, das Leben von zum Tode Verurteilter zu beenden (Thorn 1818: 149). Aufgrund der vielfachen Nutzung durch die indischen Herrscher, waren die Bestandszahlen relativ stabil und gingen erst seit 1800, also mit der zunehmenden Ausbreitung der britischen Herrschaft zurück (Trautmann 2015: 17). Es kann also davon ausgegangen werden, dass Elefanten zwischen Antike und kolonialer Periode zwar ein Bestandteil der indischen Heere blieben, ihre Zahl aber nie besonders hoch gewesen sein dürfte.

Die Kriegsführung in Südasien<sup>7</sup> war allerdings nicht statisch, sondern passte sich den jeweils neuen Gegebenheiten an, so dass sich auch die Rolle der Elefanten wandelte, ein Prozess, der im Folgenden eingehender für die Zeit, in der die britische EIC<sup>8</sup> ihren Einfluss auf dem indischen Subkontinent ausgeweitet hat, analysiert werden soll. Die britische Durchdringung des Subkontinents setzte vielfältige Transformationsprozesse in

7 Zur Einführung in dieses Thema empfiehlt sich Gommans (2003: 1–42).

8 Bis 1707 englische East India Company.

Gang (Patterson 1971: 1), von denen gerade die militärischen Strukturen betroffen waren. Zudem spielten geografische Faktoren eine Rolle. In Indien, und das im Gegensatz zu vielen anderen Regionen der Welt, hatten die Militärbefehlshaber Zugang zu Pferden *und* Elefanten, so dass sie mit beiden militärisch kalkulieren konnten (Trautmann 2015: 19–21). Der vorliegende Beitrag folgt diesen militärhistorischen Entwicklungen, dabei den Elefanten immer im besonderen Fokus haltend, vor allem im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, als sich der Einfluss der EIC zunehmend ausdehnte und zu Konflikten mit den Nachfolgestaaten des Mogulreiches führte. Dabei soll gezeigt werden, wie und warum sich die militärische Nutzung des Elefanten veränderte und welchen Beitrag die Tiere zum Erfolg bzw. Misserfolg der sie einsetzenden Armeen leisteten.

## 2.1 Die EIC, die Konsolidierung britischer Herrschaft und die militärische Synthese auf dem indischen Subkontinent

Als die EIC damit begann, ihren Einfluss in Indien auszudehnen, waren ihre Truppen dem Gegner numerisch oft unterlegen, da die Kompanie kaum über Kavallerie verfügte, welche, seit der militärpolitischen Veränderungen zu Gunsten großer Kavallerieverbände, in den lokalen Heeren des Mogulreiches eine immer größere Rolle spielte. Die Schlacht bei Plassey (1757), bei der die EIC mit nur etwa 3000 Mann dem Nawab von Bengalen mit seinen 50000 Reitern gegenüberstand, allerdings dank Bestechung eines der feindlichen Generäle den Sieg sichern konnte, belegt, dass es zu dieser Zeit nicht immer allein die numerische Überlegenheit war, die über den Ausgang eines Waffengangs entschied (Ness 1977: 9). Der Sieg bei Plassey war demnach ein wichtiger für die EIC und wird oft als Beginn der britischen Herrschaft in Indien zitiert und darf als »tragischer Wendepunkt« (Sil 2005: 45) für die Herrschaft der Moguln verstanden werden, gleichwohl widerspricht der tatsächliche Ablauf dem Narrativ westlicher Überlegenheit, da der Sieg nicht auf die militärische Leistungsfähigkeit der EIC-Truppen, sondern vielmehr auf die Bestech-

lichkeit der gegnerischen Machthaber, zurückzuführen ist (Gommans 1995: 261). Wie in anderen geografischen Kontexten wird hier ebenfalls deutlich, dass der Erfolg westlicher Kolonialmächte oft auf der Kooperation lokaler Rivalen der herrschenden Eliten basierte und eben nicht einer »Militärischen Revolution« und damit einhergehend einem »Aufstieg des Westens« verbunden war (Parker 1996; kritisch dazu: Jacob/Visoni 2016). Nachdem der Nawab erkannt hatte, dass ein Gros seiner Truppen ihn verraten hatte, blieb keine Alternative als die Flucht. Dadurch brach das bengalische Heer komplett zusammen. Einer der Generäle war bereits im Gefecht durch den Sturz von seinem Elefanten getötet worden, nachdem das Tier von den EIC-Truppen mit einer Kanone beschossen und getroffen worden war (Ness 1977: 10). Auf schmerzliche Weise zeigte sich hier also, dass das heroische Auftreten auf dem Rücken von Elefanten der Vergangenheit angehörte, zumal die Sichtbarkeit des Falls dem des Heeres gleichzusetzen war.

Die Veränderungen wurden selbstverständlich von den Territorialfürsten des Subkontinents registriert und je mehr Erfolge die EIC vorzuweisen hatten, desto größer wurde der Druck auf die potentiell nächsten Gegner, sich Gedanken darüber zu machen, wie die eigenen Truppen effektiver eingesetzt werden konnten. Einige Lokalherrscher, wie etwa Ranjit Singh (1780–1839) im Punjab, begannen mit diesen Veränderungen sogar lange vor den tatsächlichen Konflikten mit der EIC. Zunächst konnte man beispielsweise Deserteure der Kompanie anheuern, um die eigenen Truppen von diesen disziplinieren und ausbilden zu lassen. Nachdem eine Kampagne gegen einen lokalen Rebellenführer die Überlegenheit dieser Ausbildung bewiesen hatte, ließ Singh 1804 diese für ein Gros seiner Truppen anwenden und begann einen umfassenden Reform- und Modernisierungsprozess. (Ness 1977: 18) Insgesamt betrachtet waren die »indischen Prinzen« nicht dazu in der Lage, ihre Heere im großen Maßstab so zu reformieren, dass sie dem Ausgreifen der EIC erfolgreich widerstehen konnten. Fehler auf der konzeptionellen, institutionellen, ökonomischen und politischen Ebene verhinderten erfolgreiche Gegenoffensiven, die den britischen Ambitionen hätten ein Ende bereiten können. Die Lokalfürsten konnten sich nicht eindeutig festlegen, welche Strategien sie verfolgen wollten: westlich-britische oder traditionell »indische«. Darüber hinaus versagten die meisten, wenn es darum ging, die administrativen

Voraussetzungen für ein modernisiertes Heer zu schaffen. Die finanzielle Belastung militärischer Reformbestrebungen sorgte zudem dafür, dass die Territorien unter den Kosten litten, da mitunter die Steuern erhöht worden waren. Politisch wurden die Regierenden zudem von lokalen Adeligen kritisiert, die in den oft konfliktgeladenen Situationen nach dem Ausbau ihrer eigenen Macht strebten, so dass viele Maßnahmen nur sehr langsam umgesetzt werden konnten (Roy 2005: 656–657). Ungeachtet dieser schwierigen Ausgangslage muss gleichfalls darauf hingewiesen werden, dass es die EIC ein gutes Jahrhundert kostete, bis sie alle indischen Herrschaften militärisch niedergedrückt hatte, so dass nicht von einem »britischen Blitzkrieg« gesprochen werden kann (Roy 2005: 656–657).

Mit dem Ende des Mogulreiches entstanden neue lokale Herrschaften, deren militärisches Potential den Briten weitaus mehr Probleme bereiten würde, als das vielleicht erwartet worden war. Das hinduistische Königreich Mysore, das Marathen-Reich sowie das der Sikhs im Punjab stellten die EIC vor einige Hindernisse, die nur schwer zu überwinden waren. Hilfreich für den schlussendlichen Sieg der Kompanie war es sicherlich, dass diese Reiche einzeln überwunden werden konnten. Mit dem schrittweisen Zusammenbruch der Mogulherrschaft wuchsen die lokalen Ambitionen in den genannten drei Regionen und es kam zu Guerilla-Attacken, u. a. wegen zu hoher Besteuerungen durch den Hof des Großmoguln (Roy 2005: 658). Besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts versuchten die neuen Territorialfürsten dann, ihr Militär zu modernisieren und an die Strukturen der EIC anzupassen, wobei es zunächst schwierig war, ausreichend westliche Ausbilder zu rekrutieren. Im Klaren darüber, welche Rolle das militärische Wissen im Konflikt um Indien spielte, tat man auf Seiten der EIC alles dafür, zu verhindern, dass eine große Zahl westlicher Offiziere in den indischen Königreichen anheuerte, wo besonders durch die Aussicht auf schnellen Reichtum versucht wurde, westliche Spezialisten in Dienst zu nehmen (Roy 2005: 664). Es empfiehlt sich hier ebenfalls keineswegs, mit dem Mythos westlicher Überlegenheit aufgrund der »Militärischen Revolution«, d. h. der sogenannten Schießpulver-Revolution, zu argumentieren (Deshpande 1992: 900–901). Es bestand zudem keine britische Überlegenheit im Hinblick auf den Besitz von Artillerie. Im Fall von Mysore war es beispielsweise unter der Führung von Haidar Alis (1721–1782) und Tipu

Sultans (1749/50–1799) und mit Hilfe französischer Offiziere möglich gewesen, militärische Reformen umzusetzen (Deshpande 1992: 903). Die Geschichte des britischen Erfolges mit monokausalen Erklärungsansätzen wie dem der »Militärischen Revolution« fassen zu wollen, ist schlichtweg falsch und bedient eurozentrische Narrative. So wird man der Auseinandersetzung mit den tatsächlichen Ereignissen und Entwicklungen auf dem indischen Subkontinent nicht gerecht. Gleichfalls war es keine Serie von militärischen Revolutionen, wie das der amerikanische Militärhistoriker Clifford J. Rogers konstatiert (Rogers 1995), die die Veränderungen bedingten, sondern vielmehr ein evolutionärer Prozess, der von der Angst vor oder der Erfahrung einer konkreten Niederlage stimuliert wurde (Black 1991: 93–95). Darüber hinaus sollte nicht vergessen werden, dass die EIC, wie die Portugiesen zuvor, sehr häufig indische Hilfstruppen anwarb (Scammell 1997: 139–140), so dass hier nicht von einem rein englischen bzw. britischen Erfolg gesprochen werden kann. Vielmehr ist es notwendig, sich mit den realen Begebenheiten und Entwicklungen auf dem Subkontinent auseinanderzusetzen, um die militärischen Transformationsprozesse, die auch die Rolle der Elefanten verändern würden, besser nachvollziehen und begreifen zu können.

Will man die Veränderungen indischer Heere in dieser Zeit beschreiben, so fallen nicht nur die zunehmende Absenz von Elefanten, die ja schon zuvor eingesetzt hatte, sowie der Bogenschützen zu Pferde auf, sondern auch der Bedeutungsverlust der Kavallerie, die durch mit Gewehren ausgestatteter Infanterie und mobiler Artillerie ersetzt wurde. Sicherlich konnten derlei Veränderungen nicht übermäßig schnell durchgeführt werden, da solche Transformationsprozesse mit administrativen und ökonomischen Veränderungen, wie sie oben bereits angesprochen wurden, einhergehen. Die Herrscher der Nachfolgestaaten des Mogulreiches begannen schließlich damit, stehende Heere in großer Zahl zu unterhalten, was eine Mobilisierung der finanziellen Ressourcen ihres Herrschaftsgebietes unumgänglich machte (Roy 2005: 680–682). Es waren deshalb oft die ökonomischen Probleme und nicht die Unfähigkeit, die Notwendigkeit von Veränderung zu erkennen, die den indischen Prinzen schlussendlich zum militärischen Verhängnis werden sollten. In den früheren Territorien des Mogulreiches konnte nur langsam und oft gegen lokalen Widerstand ein Steuersystem errichtet werden, das den Unterhalt

des Heeres gewährleisten sollte. Rebellionen gefährdeten immer wieder die Zahlungsfähigkeit der Fürsten und damit die Leistungsfähigkeit ihrer partiell modernisierten Armeen. Dabei muss hier darauf hingewiesen werden, dass es vielen indischen Herrschern nicht um ein blindes Kopieren britischer Militärstrukturen ging, sondern vielmehr versucht wurde, eine noch bessere Synthese aus beiden militärischen Traditionen zu erhalten, die dann die eigene Überlegenheit durch den Sieg auf dem Schlachtfeld unter Beweis stellen würde. Traditionelle Elemente, so der Gedanke, hätten mit dem Import neuen Wissens und neuer Technologien angepasst werden, jedoch nicht vollständig verschwinden sollen (Roy 2005: 683 und 689). Diese »militärische Synthese« (Roy 2005: 690) war nichtsdestoweniger noch nicht weit genug fortgeschritten und durch Absicherung im administrativen und ökonomischen Sektor gestärkt worden, um einen Sieg gegen die EIC zu sichern. Der Wille zur Anpassung, und zwar als Reaktion auf eine auswärtige Gefahr, zeigt ganz gut, wie militärischer Fortschritt stimuliert, ja beinahe zwingend gefordert wird. Die Anerkennung der Notwendigkeit zu militärischen Reformen allein, konnte jedoch, wie im Falle der genannten Beispiele, mitunter nicht ausreichend sein.

Vielen indischen Herrschern fehlte es an den finanziellen Ressourcen, gab es doch schon vor den Reformen im späten 18. Jahrhundert ausreichend Fälle, in denen Truppen nicht bezahlt wurden und deshalb rebellierten oder die Seiten wechselten. Derlei Chancen wussten die Briten gezielt auszunutzen, um die feindlichen Armeen schon vor einer möglichen Schlacht von innen heraus zu zersetzen. Darüber hinaus waren die Fürsten nicht bereit, in Ausbildungsstätten, beispielsweise Offiziersschulen zu investieren, um zu gewährleisten, dass ausreichend gut ausgebildete Offiziere zur Verfügung standen, um die neuen Heere zu führen. Zudem bestanden weitere Schwierigkeiten darin, den Wert der Infanterie sozial zu kommunizieren. Traditionell waren die Kavallerie sowie die berittenen Bogenschützen diejenigen Einheiten, die Status und Wohlstand versprachen, weshalb sich die Anwerbung von Personal für die nun betont wichtigeren Infanterie-Einheiten anfangs als schwierig erwies (Roy 2005: 667). Gleichfalls waren die Kavallerie-Einheiten noch von heroischen Vorstellungen und Stereotypen erfüllt, so dass oft die Einheitlichkeit in den Aktionen fehlte und sich eine Schlacht schnell in einzelne Nahkämpfe aufzulösen drohte.

Der britische Erfolg war allerdings keine lineare Unausweichlichkeit, sondern vielmehr auf ein Konglomerat aus Faktoren zurückzuführen, von denen die Uneinigkeit des Gegners sicherlich einer der wichtigeren gewesen sein dürfte. Verrat war ein steter Faktor in den Armeen des 18. Jahrhunderts, von denen die EIC profitierte, da die Strukturen des sich auflösenden Mogulreiches nicht länger in der Lage waren, die Soldaten in den Diensten lokaler Herren zu finanzieren, weshalb sich viele als Söldner verdingten und gerade dann einen neuen Befehlshaber zu suchen schienen, wenn ihr Wechsel den Verlauf einer Schlacht grundlegend verändern konnte. Des Weiteren hatte die Auflösung fester Strukturen dazu beigetragen, dass viele Heere an Qualität verloren, da Drill und Disziplin ebenso schnell an Wert einbüßten, wie die Überwachung durch eine zentralisierte Staatsmacht zurückging (Roy 2005: 657). Die EIC war erfolgreich, da sie ihre administrativen und finanziellen Vorteile gekonnt einsetzte und zugleich europäische sowie indische Elemente der Kriegsführung miteinander verband und sich der »militärischen Arbeitskraft« des Subkontinents ebenso bediente, wie man die tierischen Ressourcen nutzte, um die logistische Überlegenheit der EIC-Truppen aufrechtzuerhalten. Kaushik Roy nennt das korrekt eine »ausgewogene militärische Synthese«. (Roy 2005: 655) Warum es die Kompanie ungeachtet dessen einen erheblichen Aufwand kostete, sich gegen Mysore, Marathen und Sikhs durchzusetzen, soll im Folgenden eingehender betrachtet werden.

Die Modernisierung von Armeen auf dem indischen Subkontinent bereitete der EIC durchaus Schwierigkeiten, wenn man bedenkt, dass das Königreich Gorkha im späten 18. Jahrhundert damit begann, seine Armeen von Deserteuren der Kompanie aus Bengalen nach deren Vorbild auszubilden und organisieren zu lassen. 1814 verfügte die königliche Familie bereits über 12 000 Mann Infanterie, die nur von einer zahlenmäßig überlegenen Truppe der EIC, nämlich 30 000 Infanteristen, besiegt werden konnte (Roy 2005: 664–665). Die oft zitierte technische Überlegenheit schwand folglich, sobald eine effektive Modernisierung auf Seiten des Gegners stattgefunden hatte und die EIC konnte nur durch eine auf dem Schlachtfeld eindeutig bestehende numerische Überlegenheit den Sieg davontragen. Mahadaji Shinde (1730–1794), einer der Marathenfürsten, der in Gwalior (Zentralindien) herrschte, hatte ebenfalls früh erkannt, dass er mit seiner traditionellen Kavallerie nur wenig erreichen

konnte und ließ deshalb Infanterie nach westlichem Muster ausbilden, die sich in verschiedenen Schlachten, z. B. bei Agra (1788) als erfolgreich erwiesen. Mit den Erfolgen nahm auch die Zahl der Infanteristen stetig zu und eine erneute Verlagerung nahm in den indischen Heeren ihren Lauf. Statt das militärische Gewicht weiterhin auf Kavallerieeinheiten zu legen, wurde der Bedeutung von Infanterie und Artillerie nun Rechnung getragen und deren Zahl stetig vergrößert (Pemble 1976: 381). Daulat Rao Shinde (1779–1827) befehligte schließlich im Krieg gegen die Briten – im Zweiten Marathenkrieg (1803–1805) – etwa 37 000 Mann und 330 Geschütze (29 000 Mann Infanterie, 2 500 Mann an den Geschützen sowie 4 500 Mann Kavallerie) (Pemble 1976: 382). In Mysore wurde die Armee ebenfalls vor der Auseinandersetzung mit den Briten modernisiert. Haidar Ali, der durch einen Putsch 1761 die Macht in Mysore an sich gerissen hatte, begann, zusammen mit seinem Sohn Tipu Sultan, damit, die Truppen des Königreichs westlichen Standards anzupassen. Beeinflusst wurde der Entschluss durch seinen Bruder, der zuvor das Heer des Nachfolgestaates kommandiert hatte und bereits ein Jahrzehnt zuvor 2 000 Musketen, inklusive Bajonetten, sowie sechs Kanonen vom britischen Gouverneur in Bombay erworben hatte (Roy 2005: 668). Darüber hinaus wurden etwa 30 europäische Seeleute angeworben, um die Geschützmannschaften auszubilden, wodurch die erste Infanterieeinheit Mysores von mobiler Feldartillerie unterstützt werden konnte. Das Experiment gelang und wurde nach Haidars erfolgreichem *coup d'état* ausgeweitet. 1767 zählte man bereits 12 000 Infanteristen, von denen 8 000 mit Musketen und die restlichen mit Luntenschlossgewehren ausgestattet waren. Die Offiziere waren Franzosen oder Männer, die eine Ausbildung nach französischem Vorbild erhalten hatten. Der Nachschub an letzteren konnte jedoch dauerhaft nicht aufrechterhalten werden, selbst wenn Haidar immer wieder versuchte, europäische Gefangene zum Dienst in seinem Heer zu ermutigen.

Trotz der Modernisierungsbestrebungen blieben die EIC-Truppen in den ersten Kriegen gegen Mysore (1767–1769 und 1780–1784) sowie im Ersten Marathenkrieg (1774–1782) erfolgreich, selbst wenn sie auf dem Schlachtfeld einer numerischen Überzahl gegenüberstanden (Ness 1977: 14). Es bedurfte folglich nicht nur dem Willen und ersten Maßnahmen zur Modernisierung, um zur Schlagkraft der EIC und ihrer Truppenver-

bände aufzuschließen. Es darf hier aber nicht negiert werden, dass die Briten sich in einer gefährlichen Situation befanden und schnell agieren mussten, um ein Anwachsen der sich nun bildenden Gefahr, wie sie im Zweiten Marathenkrieg deutlicher zutage trat, zu verhindern. Während Haidar seine Macht auszubauen suchte, kam es zum Konflikt mit der EIC, die ebenfalls ihre Ansprüche im Norden des Königreiches Mysore zu festigen gedachte. Im ersten Konflikt zwischen den beiden Parteien nutzte Haidar noch seine Kavallerie um eine Art mobilen Krieg gegen die Briten zu führen, wohingegen Tipu Sultan im zweiten Krieg der EIC gegen Mysore bereits eine eher defensive und standortbezogene Strategie verfolgte, da seine Armee bereits weiter modernisiert und daher aber auch weniger mobil war. Da das Rückgrat seiner Truppen nun aus Infanterie und Artillerie bestand, musste der indische Herrscher das klassische Gefecht mit dem Feind suchen, um den Krieg zu entscheiden (Roy 2005: 668–669). In Shrirangapattana, seiner Hauptstadt, ließ Tipu von französischen Militäringenieurern ein Fort konstruieren, welches von mehr als 900 Kanonen geschützt wurde und das mehr als 20 000 Infanteristen zu beherbergen vermochte. Im Gegensatz zu anderen Forts in Mysore, die von der EIC nach deren Übernahme inspiziert wurden, war Shrirangapattana in hervorragendem Zustand, doch blieb es das einzige, in das substantiell investiert worden war (Lewis 2012: 164; Roy 2005: 669). Trotzdem blieb die EIC siegreich, da 40 18-Pfünder gegen die Mauern eingesetzt wurden, während einige Haubitzen die Truppen innerhalb der Anlage beschossen. 67 Sechs-Pfünder feuerten zudem auf die von Tipu eingesetzte Infanterie. Die Zahl der Geschütze war also, im Vergleich zu früheren Auseinandersetzungen erheblich gestiegen. Und auch die Zahl der eingesetzten Soldaten hatte sich auf beiden Seiten zunehmend angeglichen.

Sahen sich die Truppen der EIC im Ersten Mysore-Krieg mit 10 000 Mann noch einer siebenfachen Zahl von Soldaten in Diensten Haidar Alis gegenüber, ohne eine Niederlage fürchten zu müssen, die auf diese numerische Überlegenheit des Gegners zurückzuführen gewesen wäre, steigerte Haidar die Zahl seiner eigenen Kräfte noch einmal auf 90 000 Mann im Zweiten Mysore-Krieg. Obwohl hier etwa 1 500 Mann Infanterie, die von französischen Ausbildern auf den Konflikt vorbereitet worden waren, und 400 Franzosen beteiligt waren, konnte die EIC mit einer Truppenstärke von 11–15 000 Mann weiterhin erfolgreich bleiben.

Erst in der dritten Auseinandersetzung mit dem Königreich von Mysore, die 1790 begann, genügte eine solch geringe Anzahl Soldaten auf Seiten der Kompanie nicht mehr, da die Modernisierung der Truppen des Gegners weiter fortgeschritten war. Die EIC musste nun 50 000 Mann in den Kampf schicken, um die Oberhand zu behalten. Die Verhältnisse zwischen den Truppenstärken wurden also stetig von 1:7 auf 1:1 angepasst (Ness 1977: 15). Gerade im Zweiten Mysore-Krieg zeigte sich, dass der Einsatz der Kavallerie gegen gut ausgebildete und in Reihen feuernde Infanteristen sowie gegen eine überlegene Artillerie nutzlos war und auch die Elefanten, die noch zu Felde geführt wurden, konnten nichts gegen die EIC-Truppen ausrichten, da sie, oft schon während des Anmarsches verwundet, in Angst verfielen und vom Schlachtfeld flohen und dabei die Ordnung des eigenen Heeres zerstörten (Wilks/Hammick 1831: 58–59). Die Kriege gegen das Königreich Mysore endeten schließlich mit einem Sieg der EIC, deren Soldaten sich erfolgreich gegen die Heere Haidar Alis und Tipu Sultans behauptet und am Ende durchgesetzt hatten. Dessen ungeachtet zeigte die Auseinandersetzung, dass die EIC, sofern von einem modernisierten Heer herausgefordert, kein leichtes Spiel mit dem Gegner haben würde. Eine Erfahrung, die sich in den Kriegen gegen die Marathen bestätigen sollte, in denen die Truppen der Kompanie auf einen ebenbürtigen Opponenten treffen würde.

Zu Beginn waren es ökonomische Schwierigkeiten im eigenen Herrschaftsbereich, welche die Marathen dazu zwangen, Plünderungszüge zu unternehmen, die sich unter anderem gegen Mysore richteten, welches zuvor unter britische Kontrolle gebracht worden war. Da die EIC solche Aktionen nicht tolerieren konnte, kam es schließlich unausweichlich zum Konflikt mit den Marathen. Letztere agierten nicht als Einheit, denn das Marathen-Reich war vielmehr ein Zusammenschluss von kleineren Königen verschiedener Regionen des Reiches (Bhonsle, Gaekwad, Holkar, Sindia), die von einem *primus inter pares* (Peshwa, vergleichbar etwa mit einem Premierminister) geführt wurden (Roy 2005: 670). In den Armeen der Marathen nahm die Zahl der Infanterie, für die auch Ausländer angeworben wurden, im Zuge der Auseinandersetzung mit der EIC ebenfalls zu, schien es doch unmöglich, ohne gut ausgebildete Infanteristen gegen die Truppen der Kompanie bestehen zu können (Sen 1928: 66–67). Darüber hinaus begannen die Peshwa bereits damit, die Kavallerie zu diver-

sifizieren und teilten diese in vier verschiedene Klassen ein, die, je nach Ausstattung und Aufgabenbereich unterschieden wurden (Sen 1928: 67–68). Für die Kavallerie stellten die Marathen zudem Grasland (*kurans*) zur Verfügung, so dass die Futterproblematik durch den Staat geregelt wurde, was die Aufstellung einer Reiterei wesentlich erleichterte. Im Allgemeinen scheinen die Marathen verstanden zu haben, dass die Loyalität der Truppen besonders wichtig war, so dass beispielsweise Prämien für Soldaten gezahlt wurden, die in der Schlacht verwundet worden waren. Im Gegensatz zu den Moguln, stellten die Marathen-Herrscher somit sicher, dass die eigenen Soldaten in der Schlacht nicht halbherzig agierten (Sen 1928: 68–69). Die Marathen nutzten neben Artillerie-Geschützen auch Kriegsraketen, die speziell für die Armee in privaten Manufakturen zum Preis von fünf Rupien pro Geschoss hergestellt wurden und die vor allem genutzt worden waren, um feindliche Kriegselefanten zu beschießen und damit zum Ausbrechen aus der Schlachtordnung zu treiben (Sen 1928: 71). Begleitet wurden die Heere zudem von Pendharis, die als Berittene mit Lanze und Schwert vornehmlich dazu eingesetzt wurden, Feindesland zu plündern und in der Regel in einer Stärke von 2–3 000 Mann agierten. Diese Reiterei war keine Kampfeinheit des Heeres, da sich die Männer bei Feindberührung sofort zurückzogen und mitunter lange Distanzen zurücklegten, um zu entkommen (Sen 1928: 75–76).

Ursprünglich setzten die Marathen Elefanten ein, die, wie in früheren Zeiten, als Reittiere für die Befehlshaber sowie – auf entsprechend auf den Tieren angebrachten Plattformen – zum Transport von Bogenschützen dienten. Im Gegensatz zu den mittelalterlichen Herrschaften bzw. dem darauffolgenden Mogulreich war die Zahl der von den Marathen eingesetzten Elefanten eher gering, selbst wenn diese weiterhin vor allem wegen des Statusfaktors und der Sichtbarkeit auf dem Schlachtfeld zum Einsatz gelangten (Sen 1928: 76). Aufgrund der einfachen Möglichkeiten, die Tiere aus ihrer Formation zu drängen und gegen die eigenen Reihen zu richten, sollen die Marathen auf eine größere Zahl der Tiere in ihren Heeren verzichtet haben. Zwar waren die Fortanlagen der entsprechenden Herrschaften des Marathen-Reiches (Sen 1928: 79–95) ebenfalls mit Kanonen ausgestattet, um sich belagernder Feinde zu erwehren, doch lange Zeit hatte es keine Bestrebungen gegeben, den Einsatz von Artillerie gewinnbringend auf das Schlachtfeld auszuweiten. Erst der Druck

der EIC und ihrer Expansionsbestrebungen sowie der Einsatz westlicher Offiziere sollte das ändern und dadurch die Möglichkeiten der Marathen, sich gegen die Truppen der Kompanie zu behaupten, deutlich erweitern (Sen 1928: 109–117). Der erste Peshwa, der begann, die marathische Infanterie zu reformieren war Balaji Baji Rao (1720–1761), der 1760 einen muslimischen Söldner, welcher zuvor von den Franzosen ausgebildet worden war, anheuerte, um die Fußtruppen des Marathen-Reiches mit den Notwendigkeiten eines Krieges gegen die EIC vertraut zu machen. Der Ausbilder, Ibrahim Gardi, stellte eine 10 000 Mann starke Infanterie, welche in Bataillonen organisiert war, zusammen, die sich in kommenden Schlachten als schlagkräftig erweisen sollte. Beim Versuch, Kanonen und Munition von den Portugiesen und Briten zu erwerben, ergaben sich jedoch Schwierigkeiten, sodass schließlich eine eigene Fabrik für Kanonenkugeln sowie eine für die Herstellung von Kanonen gebaut werden mussten. Die ersten Fabrikate dieser neuen Fertigungsstätten waren qualitativ noch nicht ausgereift genug, um den westlichen Modellen Paroli bieten zu können. Mitunter deshalb hielten die Marathen zunächst noch an den gängigen und einfacher zu produzierenden Raketen fest (Roy 2005: 670).

Daulat Rao Sindia (1779–1827), der innerhalb des Marathen-Reiches über Gwalior in Zentralindien herrschte, war bei der Herstellung von Artillerie wesentlich erfolgreicher und seine Truppen erzielten Parität mit denen der EIC. Seine nach westlichem Vorbild aufgestellten und ausgebildeten Infanterie Bataillone waren zusätzlich mit vier-, acht- und zwölf-Pfund Feldgeschützen ausgerüstet. Die Leistung der Truppen beeindruckte selbst Arthur Wellesley (1769–1842), den späteren Duke of Wellington, der nach der Schlacht von Assaye am 23. September 1803 an seinen Bruder Henry schrieb, wie exzellent die Infanterie und Artillerie des Feindes in der wohl bisher schwersten Schlacht dieses Landes gekämpft hätten. Trotz der von Wellesley gelobten Stärke der Infanterie und Artillerie, waren die Reformen der Marathen nicht weitreichend genug, um der EIC und ihren Truppen auf Dauer zu widerstehen. Wie vielen indischen Prinzen vor ihnen gelang es den Marathen nicht, ein Offizierskorps zu errichten, dass die reformerischen Tendenzen verinnerlicht hätte und mit dem Verlust führender Kommandierender entstanden militärische Unzulänglichkeiten, die nicht schnell genug ausgeglichen werden konnten. Die Offiziere der Infanterie-Bataillone Sindias desertierten

beispielsweise kurz vor dem Zweiten Marathenkrieg und hinterließen Lücken, die kurzfristig nur schwer gefüllt werden konnten. Der Mangel an fähigem Führungspersonal war schließlich auch für die Niederlage von Assaye verantwortlich und es kann konstatiert werden, dass die Modernisierung der eigenen Armeen folglich nicht weit genug ging und nicht ausreichend in allen Rängen indoktriniert worden war (Roy 2005: 673). Mit anderen Worten kam der Krieg gegen die EIC zu früh für die sich noch in den Anfängen der militärischen Transformation befindlichen Marathen-Fürsten. Immerhin war es ihnen gelungen, die Kavallerie-zentrierte Kriegsführung, die in erster Linie auf schnellen Guerilla-Angriffen bestanden hatte, in eine Infanterie-Artillerie-zentrierte Form umzuwandeln, durch die zwar Mobilität verloren ging, die aber eher geeignet schien, den Ambitionen der EIC entgegenzutreten und mit deren Truppen um die Zukunft des Marathen-Reiches zu ringen. Die Kavallerie verlor an Bedeutung und wurde eher zur Aufklärung verwendet, da sie in den Kriegen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts in Indien kaum dazu in der Lage war, einen echten Unterschied auf dem Schlachtfeld zu erzeugen (Roy 2005: 671).

Trotzdem war Assaye kein einfacher Sieg für die EIC-Truppen und während des Zweiten Marathenkrieges zeigte sich ganz allgemein, dass die indischen Herrscher nicht unterschätzt werden durften. Ihre Heere waren numerisch zwar, wie traditionell beinahe üblich, überlegen, aber die Zahlen der beiden Armeen lagen mittlerweile näher beieinander, zumal die Marathen ihre Modernisierungsmaßnahmen bereits teilweise umgesetzt und die Größe des Heeres zugunsten stetiger Strukturen und besserer Ausbildung verringert hatten. Dennoch trafen 56 000 Mann im Krieg zwischen 1803 und 1805 zunächst auf immerhin 37 000 Mann in Diensten der EIC. Die britischen Truppen waren wie in der Vergangenheit üblich in den einzelnen Schlachten in der Minderheit, doch mussten sie, wie der oben bereits zitierte Arthur Wellesley, erkennen, dass die militärische Qualität des Gegners eine andere war (Pemble 1976: 384). Nach 1803 warben die Marathen zusätzlich Auxiliartruppen – leichte Pindari-Kavallerie – an, um ihre eigene Reiterei zu verstärken. Folglich musste die EIC ihre Truppenzahlen erhöhen, um der Gefahr der Marathen gerecht zu werden und zählte am Ende des Krieges mehr als 50 000 Mann in den eigenen Diensten (Roy 2005: 675). Prinzipiell stellt der

Zweite Marathenkrieg eine besondere Zäsur dar, denn die EIC und die indischen Marathen fochten um nicht weniger als um die offizielle Nachfolge des Mogulreiches. Wer sich in diesem Konflikt durchsetzen konnte, dem stand die Herrschaft über den indischen Subkontinent so gut wie offen, nachdem andere Konkurrenten, wie beispielsweise Mysore, schon ausgeschaltet worden waren. Der hart erkämpfte Sieg der EIC muss demnach als historisch bedeutsam bewertet werden, markierte dieser doch den Beginn der britischen Hegemonie, der bald in der Kolonialherrschaft des Britischen Empire kulminierte (Pemble 1976: 375). Arthur Wellesley unterstrich dahingehend die Gefahr, die von einem modernisierten indischen Heer ausgehen konnte:

»Sie müssen unbedingt vermeiden, dass [das marathische Heer] Sie mit der Infanterie angreift. Es gibt keine Position, in der Sie Ihr Lager gegen eine so starke Artillerie wie die der Marathen halten könnten. Wenn Sie erst von ihrer Annäherung erfahren, wenn sie in Ihrer Nähe sind und Sie angreifen wollen, wäre es besser, Ihr Gepäck auf irgendeine Weise zu sichern und loszuziehen, um sie anzugreifen. Lassen Sie auf keinen Fall zu, dass sie Sie in Ihrem Lager angreifen.« (Gurwood 1837, Bd. 2: 392–393)

Der spätere Duke of Wellington war sich also durchaus im Klaren darüber, dass eine, sich in der Offensive befindliche, marathische Infanterie ernst genommen werden musste. Die Erfahrungen, die Wellington dabei in Indien machte, waren für seinen späteren militärischen Werdegang im Kampf gegen Napoleon ebenfalls bedeutend (Cooper 1989: 31). Darüber hinaus war Wellington einer derer, die den schlussendlichen Sieg der EIC erst ermöglichten, denn genau darin, also in der Möglichkeit auf gut ausgebildete Offiziere zurückgreifen zu können, lag der Unterschied zwischen den britischen und indischen Heeren. Es zeigt sich, dass eine numerische Überlegenheit sowie technische bzw. taktische Adaptionen allein nicht dazu ausreichten, mit den Truppen der EIC auf Augenhöhe aufzuschließen. Es bedurfte fähiger Offiziere, die die neuen Bataillone befehligten, um den Erfolg auf dem Schlachtfeld zu gewährleisten (Ebd.).

Dabei ging der Mangel an Offizieren nicht nur auf schlechte Planungen der Marathen zurück, sondern kann auch damit begründet werden, dass ein Gros des Offizierskorps 1761 in einem Versuch, die von Afgha-

nistan ausgehende Invasion von Ahmad Schah Durrani (1722–1772) zu stoppen, in der Schlacht von Panipat gefallen war (Mehta 2005: 279–319). Solcher Rückschläge ungeachtet waren die Marathen bis zum Zweiten Marathenkrieg jedoch in der Lage gewesen, mit der EIC aufzuschließen und brachten deren Truppen in arge Bedrängnis.

Berichte über marathische Artillerie und deren Einsatz in den Schlachten des Zweiten Marathenkrieges lassen keinen Zweifel daran, dass die Geschützeinheiten bestens ausgebildet waren und die Waffen per se durchaus westlichen Standards und Qualitätsansprüchen gerecht wurden (Cooper 1989: 32–35). Dabei brachten die Marathen-Heere unterschiedliche Kanonen mit sich, sogar 36-Pfund-Geschütze waren gesichtet worden, wobei die schweren Waffen oft auf den Rücken von Elefanten, die auch hügeliges Terrain mit einer solchen Fracht einfach überwinden konnten, transportiert wurden. Zwar waren einige dieser Geschütze extrem schwer und man mag sich fragen, ob deren Transport den logistischen Aufwand Wert gewesen ist, es sollte allerdings nicht vergessen werden, welchen Unterschied der Einsatz solch großkalibriger Geschütze auf dem Schlachtfeld haben konnte (Cooper 1989: 36).

Drei große Schlachten, Assaye (September 1803), Laswari (November 1803) und Dig (November 1804), verlangten den britischen Offizieren, Arthur Wellesley, Gerard Lake (1744–1808) und James Stevenson, einiges ab. Der spätere Duke of Wellington beschrieb Assaye als das schwerste Gefecht, das er je in Indien hätte führen müssen, eine Einschätzung, die durch die Zahl von 1 500 Getöteten und Verwundeten – bei einer Heeresstärke von 4 500 Mann – bestätigt wird (Pemble 1976: 379). Der Gefahr der marathischen Kavallerie hatten die britischen Offiziere seit dem Ersten Marathenkrieg durch den Ausbau ihrer eigenen berittenen Kräfte entgegengewirkt, so dass gesagt werden kann, dass beide Kriegsteilnehmer seit dem ersten Konflikt voneinander gelernt hatten, um die eigenen Schwächen zu neutralisieren und im nächsten Waffengang überlegen zu sein. Während sich die Marathen also nach westlichem Vorbild modernisiert hatten, durchliefen die EIC Truppen einen gegenteiligen Prozess der Anpassung an die lokalen indischen Verhältnisse. Tatsächlich war es die Anwesenheit sowie die expansiven Ambitionen der EIC, die den Einsatz der Artillerie auf Seiten der Marathen zu einem gefährlichen Faktor auf dem Schlachtfeld werden ließ, denn in den Auseinandersetzungen mit

anderen indischen Fürsten oder afghanischen Widersachern waren diese kaum genutzt worden und ihr Nutzen beschränkte sich auf einen psychologischen bzw. zeremoniellen. Erst der Konflikt mit den britischen Heeren der EIC machte einen Wandel notwendig und bedingte daher den Transformationsprozess auf Seite der Marathen, eine Tatsache, die belegt, dass militärische Innovationen gerade dann getätigt oder gefördert werden, wenn diese einen echten Vorteil in einem Konflikt mit einem scheinbar überlegenen Gegner bringen. Wenn dieser Umstand nicht gegeben sein sollte, werden neue Technologien mitunter nicht weiter beachtet oder nicht so umfassend integriert, wie es möglich wäre, eben weil keine Gefahr besteht, durch eine solche Haltung den Zeiger des Schicksals von Sieg auf Niederlage zu verschieben.

Mitunter deshalb hatten die Marathen, wie viele andere Territorialfürsten des Mogulreiches an ihrer zahlenmäßig starken Kavallerie festgehalten und andere militärische Möglichkeiten nur dann wirklich berücksichtigt, wenn dazu eine Notwendigkeit bestand. In Kavallerie-Schlachten wäre der Einsatz von Artillerie zudem obsolet gewesen, da der schnell bewegliche Feind kein geeignetes Ziel geboten hätte. Die Ausbildung von Infanteristen, die mit den anfangs noch sehr ungenau feuernden Musketen ausgestattet waren, schien ebenfalls unnötig und nur wenig vorteilhaft zu sein. Erst die Ankunft eines neuen Feindes, der zudem militärisch ganz anders agierte als die indischen Fürsten, gegen die die Marathen in der Vergangenheit zu Felde gezogen waren, machte die Veränderungen unumgänglich. Doch wie bereits konstatiert, kamen dieselben schlichtweg zu spät, um die Niederlage gegen die EIC noch abzuwenden. Es waren französische und britische Infanteriebataillone, die eindeutig belegten, dass Disziplin und Ausbildung den taktischen Wert solcher Einheiten, vor allem durch die verbesserte Handhabung von Musketen, auf dem Schlachtfeld erhöhte. Einmal taktisch klug eingesetzt, sollte die Artillerie der Marathen ihre tödliche Wirkung entfalten, wie sie ein Augenzeuge nach der Schlacht von Delhi beschreibt: »Wir haben sehr große Verluste erlitten, aber wenn ich bedenke, dass wir gegen eine gewaltige Artillerie von nahezu 100 Kanonen, viele davon von sehr großem Kaliber, vorrückten und dabei das schwerste Feuer erlebten, das ich je erlebt habe [...] dann ist das keine Überraschung mehr.« (Martin 1836, Bd. 3: 313)

Die Zahl von Geschützen, die den Briten im Zuge des Zweiten Marathenkrieges in die Hände fiel, legt einwandfrei Zeugnis darüber ab, welche Rolle diese Waffen in den marathischen Heeren mittlerweile einnahmen (Pemble 1976: 385).

Schlacht	Zahl der von den Briten erbeuteten Geschütze
Agra	164
Assaye	98
Argaon	38
Delhi	68
Dig	87
Laswari	71
Total	526

Tabelle 1: Zahl der von den Briten erbeuteten Geschütze während des Zweiten Marathenkrieges

Der Einfluss der französischen Ausbilder des marathischen Heeres scheint besonders für die Betonung des Zusammenspiels aus Infanterie und Artillerie verantwortlich gewesen zu sein, welche in Abhandlungen führender Militärtheoretiker Frankreichs nach dem Siebenjährigen Krieg gefordert bzw. empfohlen wurde – etwa Jacques-Antoine Hippolyte, Comte de Guibert (1743–1790) oder Jean du Teil (1738–1820) (Guibert 1772; Teil 1782). Unter dem Einfluss französischer Offiziere wie Benoît de Boigne waren Artillerie-Geschütze immer bedeutender geworden, zumal ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Artillerie und Infanterie erzielt werden sollte:

»[Die] bronzene Stellungsartillerie, die von Ochsen gezogen und bei Bedarf auf Elefanten verladen wurde, war [die] bevorzugte Waffe [der Marathen]. [...] Anstatt die Bewegungen der Infanterie zu unterstützen, war es der Dreh- und Angelpunkt des Manövers, das Zentrum des Angriffs oder des Widerstands, wobei das Bataillon [der Artillerie] als Gerüst und Unterstützung

diente; die [...] gewählte Proportion von einem Geschütz auf 140 Infanteristen beweist deutlich, dass für [die Marathen] die schnell feuernde Kanone mit großer Reichweite die Königsklasse der Schlacht war.« (Saint-Genis 1873: 203–204)

Bronzene Geschütze kamen, im Gegensatz zu den eisernen europäischen, aus den Manufakturen der Marathen, die in Mathura und Ujjain unter Aufsicht westlicher Offiziere und Ingenieure produziert wurden. Die Geschütze standen denen ihrer britischen Kontrahenten in nichts nach und waren durchaus dazu in der Lage, die gegnerische Infanterie das Fürchten zu lehren (Pemble 1976: 385–386).

Die EIC hatte folglich ein echtes Problem. Weder waren ihre Geschütze so zahlreich wie die der Marathen, noch waren sie denen des Gegners technisch überlegen. Nur zwei Feldgeschütze pro Bataillon – im Gegensatz zu den fünf pro Bataillon auf Seiten der Marathen –, die zudem noch mit wesentlich weniger ausgebildetem Personal besetzt werden konnten, waren eine Gefahr für den militärischen Erfolg. Der Mangel an Geschützmannschaften auf Seiten der EIC kann u. a. darauf zurückgeführt werden, dass die Kompanie den Einsatz indischen Personals an den Geschützen verboten hatte, so dass die Ausbildung ausreichend geschulter und vor allem lokaler Kräfte sabotiert wurde. Diese Fehlkalkulationen hätten die EIC schließlich beinahe den Sieg über die Marathen gekostet. Den Wert der marathischen Artillerie nicht schmälern wollend, wurde jedoch ebenfalls darauf hingewiesen, dass der zunehmende Einsatz von schweren Geschützen den marathischen Heeren einen entscheidenden Vorteil nahm, nämlich deren Geschwindigkeit (Pemble 1976: 386–390). Diese Behauptung muss jedoch kritisch betrachtet werden. Den scheinbaren Nachteil konnten die Marathen nämlich durch den klugen Einsatz von Tieren, vor allem Ochsen und Elefanten, die zum Transport der schweren Geschütze herangezogen wurden, ausgleichen, so dass deren Armee beispielsweise dazu in der Lage war einen britischen Rückzug über 250 Meilen immer wieder anzugreifen und zu bedrängen und das, obwohl schwere Geschütze mitgeführt werden mussten (Martin 1837, Bd. 5: 293). Die EIC hatte im Gegensatz dazu Probleme mit dem Transport der eigenen Artillerie, da kaum ausreichend gutes Personal für die Führung und Betreuung der Tiere zur Verfügung stand – die Marathen hatten pro Geschütz 20 Tiere

und fünf Kutscher bzw. Reiter bereitgestellt (Pemble 1976: 391–392). Tatsächlich waren die marathischen Heere ihren britischen Kontrahenten also vor allem logistisch überlegen, so dass der Vorwurf der mangelnden Geschwindigkeit dieser indischen Heereszüge kaum den historischen Tatsachen entspricht.

Allerdings musste die Infanterie der Marathen zu großen Teilen angeworben werden und bestand deshalb nicht aus marathischen Soldaten, sondern Arabern, Habescha, Sikhs oder Sindhis, während die eigenen Truppen auch weiterhin die Kavallerie stellten. Geführt wurde die Infanterie ebenfalls von Ausländern, oft britischen Deserteuren oder Abenteurern, die sich u. a. für den sozialen Aufstieg bei ihren neuen Herren verdingten. Im Zweiten Marathenkrieg waren 110 Europäer im Dienst der indischen Fürsten verzeichnet, davon 91 Offiziere – 60 Briten, 23 Franzosen sowie acht weitere Europäer ohne bestimmbare Herkunft (Pemble 1976: 393). Natürlich konnten die Marathen keine uneingeschränkte Loyalität erwarten, ja misstrauten ihren Offizieren teilweise auch. Wesentlich schwerwiegender war es jedoch, dass diese kaum zu ersetzen waren, wenn sie im Kampf fielen oder desertierten. Anthony Pohlmann, ein hanoveranischer Söldner, hatte beispielsweise nur wenig Sympathie für die Marathen, verließ deren Armee und trat 1804 wieder in das Heer der EIC ein, aus dem er 1792 desertiert war (Cooper 2003: 276). Diejenigen, die die marathische Armee nicht verließen, wurden zu Zielscheiben des Misstrauens ihrer Soldaten, die sie mitunter in Haft nahmen, weil den europäischen Söldnern nun noch weniger vertraut werden konnte als zuvor. Die Absenz dieser wenigen Männer darf hier nicht überbewertet werden, waren die Truppen der Marathen doch gut genug ausgebildet und konnten zudem taktisch klug geführt werden, auf Dauer sollte sich jedoch der Mangel an fähigen Offizieren in den eigenen Reihen als Manko erweisen. Die Kavallerie-Einheiten waren zudem oft zu wenig organisiert, um einen Ausschlag auf dem Schlachtfeld geben zu können. Die wohl traditionellste Waffengattung des Marathenheeres blieb demnach hinter den Erwartungen zurück, hätte wohl aber bei einem direkten Angriff gegen Infanterie und Artillerie der EIC das Nachsehen gehabt (Pemble 1976: 395–398). Mit der zunehmenden Zahl von Geschützen wandelte sich die einstmals offensive Rolle der Kavallerie hin zu einer aufklärenden bzw. wurde die Reiterei genutzt, um das Umland auszukundschaften oder die Flanken der

Infanterie zu verteidigen (Pemble 1976: 399). Im Ersten Marathenkrieg dahingehend noch unterlegen hatten die EIC-Truppen seitdem damit begonnen, ebenfalls eine schlagfertige Kavallerie auszubilden, wodurch die traditionelle Stärke der Marathen an Vorteil verlor und die Strukturen sowie die Leistungsfähigkeit der Heere sich, wie oben bereits angesprochen, zunehmend anglichen. Im Zweiten Marathenkrieg trat die EIC bereits als Kontinentalmacht an, die weite Grenzen zu verteidigen hatte und schon allein dafür nicht auf eine eigene Kavallerie verzichten konnte (Pemble 1976: 401). Darüber hinaus waren auch berittene Einheiten mit leichten 6–Pfund–Geschützen ausgestattet worden, so dass die Artillerie auf Seiten der EIC noch wesentlich mobiler war, als das im letzten Konflikt der Fall gewesen war. Schließlich setzte sich die Kompanie auch gegen die Marathen durch, und das gerade weil sich die Führung militärisch an die Notwendigkeiten des indischen Subkontinents angepasst hatte und selbst eine Synthese aus westlicher und indischer Kriegsführung herbeigeführt hatte. Nach dem Dritten Marathenkrieg (1817–1818), dessen Ausgang das Ende des Marathenreiches bedeutete, waren die Kriege der EIC allerdings noch nicht beendet, mussten sich die Truppen der Kompanie doch unter anderem auch noch in zwei Kriegen gegen die Sikhs (1845–46 und 1848–49) behaupten.

Die Kavallerie der Sikhs agierte dabei jedoch ganz anders als alle bisherigen Gegner der EIC:

»Ein Sikh-Reiter ist mit einem Luntenschlossgewehr bewaffnet [...] Die Vorliebe der Sikhs für das Luntenschlossgewehr und der ständige Gebrauch, den sie davon machen, bewirkt einen Unterschied in ihrer Angriffsweise im Vergleich zu der jeder anderen indischen Kavallerie; eine Gruppe von 40 bis 50 Mann rückt in schnellem Tempo bis auf die Entfernung eines Karabinerschusses vom Feind vor, und dann, damit das Feuer mit größerer Sicherheit abgegeben werden kann, werden die Pferde angezogen und ihre Geschütze abgefeuert; während sie sich schnell etwa 100 Schritte zurückziehen, laden sie und wiederholen die gleiche Art, den Feind zu ärgern« (Forster 1798, Bd.1: 288–289)

Ranjit Singh, der erste Herrscher eines geeinten Punjabs, erkannte, ebenso wie die Herrscher von Mysore und die Marathen vor ihm, nach einer

misslungenen Attacke seiner Kavallerie gegen eine europäisch-ausgebildete Infanterie, dass eine partielle Reform seiner Truppen notwendig war, wobei er ebenfalls aus französische Offiziere setzte, die seine Fußtruppen kommandieren sowie reformieren sollten (Lafont 1982). Bis 1838 verfügte Singh so über eine 38 000 Mann starke Infanterie sowie 4 000 Mann für die Geschützmannschaften seiner Artillerie. Wie die anderen indischen Fürsten musste Singh aufgrund dieser militärischen Modernisierung jedoch weitere Reformen einleiten, um die Finanzierung eines stehenden Heeres dauerhaft gewährleisten zu können (Roy 2005: 677–678). Probleme mit der finanziellen Ausstattung der Armee bedingten allerdings deren spätere Schwächen. So konnten die Infanteristen nicht erfolgreich im Schießen auf Ziele ausgebildet werden, da ihnen keine Übungsmunition zur Verfügung gestellt wurde. Das hatte zur Folge, dass lediglich zehn Prozent der abgegebenen Schüsse den Gegner trafen, weshalb die Truppen der EIC denen Ranjit Singhs in einer direkten Begegnung auf dem Schlachtfeld überlegen waren.

Die in seinen Diensten stehenden ausländischen Offiziere, darunter der Franzose Claude Auguste Court (1793–1880) sowie der aus Modena stammende Söldner Jean Baptiste Ventura (1794–1858), konnten zwar die Strukturen verändern, ohne ausreichende praktische Ausbildung war es ihnen aber kaum möglich, die Sikh-Truppen auf EIC-Niveau zu bringen (Cook 1975: 17; Singh 1962: 141). Ranjit Singh befürchtete zudem, dass die Loyalität seiner ausländischen Offiziere ebenso flatterhaft war, wie die derer, die in den Jahren zuvor in den Diensten anderer indischer Fürsten gedient hatten. Deshalb strebte er eine »Punjabisierung« seines militärischen Führungspersonals an, indem er von ihnen verlangte, indische Frauen zu heiraten und nahm ihnen den Eid ab, wenn nötig auch gegen die Interessen ihres Heimatlandes zu agieren. Er stieß mit seinen Modernisierungsmaßnahmen jedoch auch auf massiven inneren Widerstand der militärischen Eliten seines Herrschaftsgebietes. Singh hatte beispielsweise Jean-François Allard (1785–1839), einen französischen Offizier der mit Napoleon bei Waterloo gekämpft hatte, in seinen Dienst genommen, damit dieser die Reiterei modernisiere, allerdings konnte der Franzose nie mehr als 2 000 Dragoner und 1 000 Lanzenreiter ausbilden (Roy 2005: 679). Widerstand erfuhr das Projekt nämlich von den lokalen Eliten des Reiches, die sich gegen eine Modernisierung der traditionellen

Kampfweise der Sikh-Kavallerie versperreten. Dabei war letztere, wie es Henry Steinbach, ein preußischer Offizier in den Diensten Ranjit Singhs beschreibt, alles andere als schlagkräftig:

»Die Kavallerie der Sikh-Armee ist der Infanterie in jeder Hinsicht weit unterlegen. Während letztere sorgfältig aus großen Gruppen von Kandidaten für den Dienst ausgewählt werden, besteht erstere aus Männern aller Art, Größe und Alters, die ausschließlich aufgrund des Interesses der verschiedenen Sirdars ernannt werden. Sie sehen schäbig aus, sind schlecht gekleidet und, wie bereits erwähnt, elend beritten. Ihre Pferdegeschirre sind aus Leder von minderer Qualität.« (Steinbach 1845: 89)

Selbst wenn die Bemühungen Ranjit Singhs nicht unbegründet waren, schließlich sollte es zum Konflikt mit der EIC kommen, war er selbst allerdings nicht in der Lage die Widerstände innerhalb des Punjab zu überwinden, weshalb auch das Heer der Sikhs nicht umfassend modernisiert, ja synthetisiert wurde. Nach seinem Tod zerfiel das Reich langsam, was die EIC schließlich ermutigte, ihren Einfluss weiter und auf Kosten des Königreiches der Sikh auszubauen.

In allen drei Reichen hatte die Gefahr der Auseinandersetzung mit der EIC dazu geführt, dass Reformmaßnahmen von den indischen Herrschern ergriffen wurden. Diese verwandelten den »militärischen Arbeitsmarkt« des Subkontinents, denn nun galt es stehende Heere zu schaffen, anstatt nach Bedarf Söldner anzuwerben. Dafür musste das Finanzwesen ebenfalls reformiert werden sowie lokale Widerstände gegen die Modernisierung, die auch mit alten Eliten brach, überwunden werden. Keinem der drei Reiche – Mysore, Marathen und Sikhs – gelang das umfassend, weshalb sie schlussendlich vergingen und ihre Territorien nach ihrem Untergang von der EIC kontrolliert wurden. Die Bedeutung der Kavallerie, die im Mogulreich noch so umfassend gewesen war, ging Schritt für Schritt zurück und wurde durch Infanterie und Artillerie ersetzt. Die Reiterei diente nun nicht mehr dem heldenhaften Angriff, sondern dem Auspähen, der Verteidigung der Flanken oder dem Verfolgen von fliehenden Gegnern. Die Schlachten des 18. Jahrhunderts waren militärhistorische Glanzlichter einer vergangenen Zeit und das 19. Jahrhundert, beginnend mit dem Zweiten Marathenkrieg wies den Weg zu einer neuen Art der

Kriegsführung, die allerdings als Symbiose westlicher (Infanterie und Artillerie) sowie indischer (Kavallerie und Logistik) Elemente verstanden werden muss. Zudem stieg die Zahl der Soldaten in den Heeren, die aufgrund des Einsatzes von Musketen und Artillerie mit wesentlich höheren Gefallenenzahlen zu rechnen hatten. Die Synthese indischer und europäischer Elemente erlaubte es der EIC die Oberhand auf dem Subkontinent zu behalten und sollte ihre Position ausreichend stärken, um bis Mitte des 19. Jahrhunderts unangefochten zu bleiben (Roy 2005: 680–682).

Die Einführung westlicher Infanterien und deren Adaption im indischen Kontext ist ein wichtiger Prozess einer militärischen Transformation, welche die weitere Geschichte des Subkontinents substantiell beeinflussen sollte, die aber, wie gezeigt wurde, in keiner Weise als einseitig zu betrachten ist. Die lokalen Gegebenheiten formten vielmehr einen militärischen Hybriden, der, mangels Zeit und notwendiger Infrastrukturen zur Umsetzung, nur teilweise von den indischen Herrschern genutzt werden konnte. Während die EIC in den 1750er- und 1760er-Jahren noch den Vorteil der Novität und Exklusivität dieser Strukturen auf ihrer Seite nutzen konnte, um sich trotz numerischer Unterlegenheit wichtige Siege zu sichern, stellten die Modernisierungsbestrebungen der indischen Fürsten eine weit größere Herausforderung dar, die zu einer zunehmenden Angleichung der Heeresstärken führen musste (Roy 2005: 685). Darüber hinaus konnte die EIC ein zahlenmäßig und ausbildungstechnisch überlegenes Offizierskorps errichten, was es der Kompanie ermöglichte, auch in verlustreichen Schlachten die Ordnung aufrecht und damit den Sieg greifbar zu halten. Um dabei unter anderem die Sprachbarriere zwischen weißen Offizieren und indischen Sepoys zu schließen, wurden indische Unteroffiziere ausgebildet, die eine gewisse kulturelle Brückenfunktion erfüllten. Wohlwissend, dass die Gegner der EIC nicht über den Luxus eines zahlenmäßig großen Offizierskorps verfügten, gab die Kompanie ihren irregulären Scharfschützen, die meist noch vor der Infanterie postiert waren, die Anweisung, besonders auf feindliche Offiziere zu schießen, vor allem natürlich mit der Absicht, während der Schlacht die Ordnung des Feindes zu zerstören (Roy 2005: 686). Beide Seiten waren dabei zudem stets bemüht, Auxiliärtruppen, ob nun Kavallerie aus Indien oder Gurkhas aus Nepal, zu rekrutieren, um die Fähig- und Möglichkeiten des eigenen Heeres zu ergänzen.

Gerade die Größe des indischen Kriegsschauplatzes machte die Existenz von Kavallerie-Einheiten zwingend notwendig, mussten doch egal ob bei der Verfolgung des Feindes oder dem Auskundschaften des Terrains weite Strecken zurückgelegt werden. Hatte die Absenz solcher Formationen der EIC während des Ersten Marathenkrieges noch Schwierigkeiten bereitet, löste sich dieser Nachteil bald auf, als die Kompanie daranging, diesen Mangel durch die Anwerbung von Auxiliartruppen zu beheben. Dabei bediente sich die EIC auch bei ihren späteren Feinden: So stellten die Marathen die Kavallerie im Krieg gegen Mysore. Die britischen Militärbefehlshaber hatten es also vortrefflich verstanden, das menschliche und tierische Potential des indischen Subkontinents so zu nutzen, dass sie in allen Konflikten des 18. und 19. Jahrhunderts die Oberhand behielten. Arthur Wellesley hatte beispielsweise 1803 bei Assaye so erfolgreich agieren können, da er auf 10 000 Ochsen zurückgreifen konnte, die die Logistik seines Heeres gewährleisteten (Bennell 1998: 40). Die EIC setzte zudem Elefanten ein, die die schweren Geschütze gerade in unerschlossenen Gebieten transportierten. Bei Operationen im Punjab kamen später zudem 20 000 Kamele zum Einsatz, so dass hier durchaus zu Recht konstatiert werden darf, dass der Erfolg der EIC zu großen Teilen einem tierischen Faktor geschuldet war. Das 18. sowie die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts stellten eine entscheidende Periode der indischen Geschichte dar, die mit dem Zusammenbruch des Mogulreiches eingeleitet und durch die unangefochtene Dominanz der EIC auf dem indischen Subkontinent abgeschlossen wurde. Die traditionellen Rekrutierungssysteme waren dabei durch moderne Infanterie-Artillerie Strukturen ersetzt worden und ökonomisch bedingte Zentralisierungsbestrebungen wurden begonnen bzw. umgesetzt. Militärisch entwickelte sich ein Hybridsystem, bei dem westliche Offiziere für die Ausbildung moderner Heere zugleich auf traditionell indische Elemente, vor allem tierische, zurückgriffen. Diese Transformationsprozesse bedingten nochmals eine Renaissance der Elefanten, die nun zwar endgültig zu einem Logistikfaktor, jedoch aufgrund der Notwendigkeit des Artillerie-Transportes, zu einem sehr bedeutenden geworden waren. Ihre Rolle innerhalb des Militärapparates der EIC sowie ihre Wahrnehmung durch die in Indien lebenden Briten zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert werden im Folgenden im Mittelpunkt der Untersuchung stehen.

## 2.2 Elefanten und die EIC

Indische Kriegszüge bestanden traditionell nicht nur aus Soldaten, sondern aus einem ganzen Tross von Menschen und Tieren, zu denen auf dem Subkontinent beinahe obligatorisch auch Elefanten gehörten (Thorn 1818: 84). Die Briten, die in Indien lebten, kamen früher oder später mit den Tieren, auch jenseits militärischer Belange, in Kontakt. Dieser führte zwangsläufig zu einer Vertiefung des Wissens über die Dickhäuter. Die Vorliebe der Moguln, ihren Reichtum durch die riesigen Tiere zur Schau zu stellen, die Tatsache, dass in Indien ein Gott mit einem Elefantenkopf, Ganesha, verehrt wurde sowie die Verehrung weißer Elefanten waren bereits bekannt (Sivasundaram 2005: 29). Die EIC betonte zwar zunächst, dass ihre militärische Organisation gänzlich anders als die der indischen Fürsten wäre, allerdings fand die oben beschriebene Hybridisierung auch darin Ausdruck, dass Elefanten in die Organisationsstrukturen der EIC-Truppen integriert wurden. Damit die Tiere in ausreichender Zahl in das logistische System der Armee der Kompanie eingebunden werden konnten, galt es für die Briten jedoch zuerst, die Handelsrouten für die Tiere sowie die natürlichen Fangstätten, die oben mehrfach angesprochenen Elefantenwälder, zu kontrollieren. Dabei wurden die Tiere anthropomorph behandelt, d. h. bei der Ausbildung für den Dienst in der EIC-Armee erhielten sie Namen und während der Jagd, beispielsweise auf Tiger, wurden sie zu quasi-humanoiden Jagdgefährten ernannt (Sivasundaram 2005: 30).

Als das Delhi Sultanat am Ende des 14. Jahrhunderts 120 Elefanten gegen Amir Timur (1336–1405) zu Felde führte und deren Trompeten wie Donnerwolken das Schlachtfeld erschütterten (Digby 1971: 80), war der zentralasiatische Kriegsherr dermaßen von den Tieren beeindruckt, dass er die Dickhäuter bald selbst in seine Armeen integrierte. Wer Elefanten einmal in der Schlacht erlebt hatte, war folglich so fasziniert, dass die Möglichkeit, selbst Elefanten zu besitzen, nicht ignoriert werden konnte. Sicherlich waren einige der Moguln, etwa Akbar, besessen von den Tieren, doch selbst die EIC konnte der Versuchung, die von den Dickhäutern auszugehen schien, nicht widerstehen (Sivasundaram 2005: 32). Wie im Mogulreich üblich, nutzte die EIC Elefanten ebenfalls als Geschenk, welches einen materiellen Vorteil versprach und zudem den Status des Schen-

kenden repräsentierte. Schon allein durch den Pomp, der mit diesem Tier verbunden war, war der Elefant ein »perfektes Geschenk.« (Sivasundaram 2005: 36) Im Zuge der politischen Durchsetzung des indischen Subkontinents, nutzten die Briten den Wert der Elefanten und waren deswegen zudem bestrebt, die Wälder im östlichen Bengalen, wo zu dieser Zeit die meisten Tiere gefangen wurden, zu kontrollieren (Sivasundaram 2005: 32). Darüber hinaus wurden die »grauen Riesen« zu Tourismusattraktionen, welche vor allem im »goldenen Dreieck« auf ein gewisses Interesse ausländischer Gäste trafen:

»Delhi ist der Metropolitanen Regierungssitz, eine internationale Stadt mit internationalen Einrichtungen und Anziehungskraft. Agra beherbergt das Taj [Mahal], das ewige Symbol der Liebe für die geliebte, verstorbene Mumtaz. Rajasthan fungiert innerhalb dieser Struktur als eine Art Indio-Disneyland, die Vergnügungssparkecke des Dreiecks: Reiten Sie auf einem Elefanten, gehen Sie auf eine Kamelsafari, übernachten Sie in einem Palast, erleben Sie Indien.« (Freitag 2009: 7)

Es waren jedoch nicht nur Reisende, sondern auch diejenigen, die im Dienste der EIC standen und längere Zeit auf dem indischen Subkontinent verbrachten, die sich von den Tieren faszinieren ließen. So gibt es beispielsweise Berichte von Kompanie-Mitgliedern, die im Moguln-Gewand auf dem Rücken eines Elefanten durch die Straßen ritten und dabei das Staunen der lokalen Bevölkerung erregten (Freitag 2009: 45).

Nachdem sich die britische Wahrnehmung der Tiere von einer sportbezogenen Attraktion hin zu einer strategisch wichtigen Komponente der militärischen Planungen der EIC vollzogen hatte, wurde von Seiten der britischen Entscheidungsträger versucht, ein Monopol über deren Nutzung zu errichten (Nongbri 2003: 3189). Die Elefantenjagd, die im 19. Jahrhundert zunächst als Sport begriffen worden war, wurde demnach schnell zu einem wichtigen Element im logistischen System der Truppen der Kompanie, die die Tiere, ebenso wie die Marathen zuvor, benötigten um schwere Artillerie möglichst einfach zu den Schlachtfeldern transportieren zu können. Das sportliche Element ging dabei jedoch nicht gänzlich verloren, es wurde lediglich um realpolitische Notwendigkeiten ergänzt. So berichtet beispielsweise der britische Na-

turforscher George P. Sanderson (1848–1892), der Elefanten fangen wollte, um sie daran zu hindern die Felder von Bauern zu verwüsten und sie stattdessen zu anderweitigen Arbeiten einzusetzen, von einer Elefantenjagd in den frühen 1870er Jahren, die zu den Höhepunkten seiner Zeit in Indien zählt:

»Im Jahr 1873 bot sich mir die Gelegenheit, meinen bis dahin liebsten Freizeitsport zum Beruf meines Lebens zu machen. Zuvor hatte ich alle Arten von Großwild geschossen, die es in der Gegend von Mysore gab, und mich mit Dschungelangelegenheiten vertraut gemacht. Besonders interessiert hatte ich mich für die Gewohnheiten wilder Elefanten. Auf meine wiederholten Einwände hin, unterstützt durch die Unterstützung eines hochrangigen Beamten, eines erfahrenen Jägers, der sich eine genaue Meinung über meine Vorschläge bilden konnte, wurde die Regierung von Mysore dazu bewegt, einige der Herden einzufangen, die nutzlos und zerstörerisch durch verschiedene Teile der Provinz zogen, und ich wurde beauftragt, das Experiment durchzuführen.« (Sanderson 1893: 2)

Während seiner Zeit in Bengalen – neun Monate – gelang es Sanderson 85 Elefanten zu fangen, so dass das von ihm als »Experiment« beschriebene Vorhaben von Erfolg gekrönt war. (Sanderson 1893: 3). Die Jagden, die er ausführlich beschreibt (Sanderson 1893: 48–175) bedurften vieler Teilnehmer, die die Elefanten schließlich in einen *Keddah*, eine von einem Graben umzogene Anlage, trieben. Der Graben wurde zudem mit Holzpfehlen verstärkt, so dass den Dickhäutern, einmal in den *Keddah* getrieben, keinerlei Ausweg mehr blieb (Williamson 1807: 108–125).

Die expansiven Bestrebungen der EIC, gerade in den nördlichen Grenzgebieten, machten aus dem Elefanten ein unerlässliches Transporttier, dessen Wert für die militärisch Verantwortlichen der Kompanie nicht hoch genug veranschlagt werden konnte (Nongbri 2003: 3190). Nicht auf dem Schlachtfeld, sondern für den Transport zwischen eben diesen, waren Elefanten ein unersetzlicher Vorteil, denn auch unwegsames Terrain stellte für die Tiere kein Hindernis dar (Rennie 1831: 225). Spätestens der gezielte Einsatz leichter Geschütze, die genutzt wurden, um gegnerische Elefanten in die Flanke zu feuern und die größtmögliche Verletzung eines solchen Tieres zu erzielen, beendeten schnell den zahlenmäßigen Einsatz

derselben. Nach und nach verschwanden Elefanten dann ganz aus dem modernen Schlachtgetümmel (Rennie 1831: 225–226). Der schottische Naturforscher und Autor James Rennie (1787–1867) beschreibt diesen Transformationsprozess sehr ausführlich:

»Die Einführung von Feuerwaffen im Osten machte die alte Stellung der Fürsten Indiens, die auf ihren hohen Elefanten saßen, zu einer der größten und eigentümlichsten Gefahren. In einer solchen Lage waren sie dem Feuer der Infanterie viel stärker ausgesetzt als ihre berittenen Offiziere, die eine sicherere Zerstörung bewirkten als die zufälligen Pfeile der Bogenschützen; aber die Gefahr, ihre stolze Stellung aufzugeben, war noch größer als die, sie zu behalten. Der Rücken des Elefanten war der Sitz der Ehre und der Macht; der Thron, von dem aus sie die Bewegungen ihrer Anhänger lenkten und den Verlauf der Schlacht leiteten, umgeben von ihren treuesten Sklaven. Den Elefanten zu verlassen, bedeutete, unter ihren Anhängern den Glauben zu verbreiten, dass sie umgekommen waren; und dieser Glaube bedeutete Zerstörung; denn nach einem fast unveränderlichen Brauch in Hindustan wird die Flucht allgemein, wenn der Anführer fällt.« (Rennie 1831: 227)

Die Gefahr, die Schlacht ohne wirklichen Kampf zu verlieren, nur weil der Befehlshaber von seinem Elefanten heruntergeschossen wurde, war schlussendlich zu groß, um an dieser antiquierten Form der repräsentativen Heeresführung festzuhalten, welche gar nicht erst von der EIC imitiert wurde. Ganz im Gegensatz zur tierischen Logistik, auf die auch die Kompanie im Kriegsfall angewiesen war.

Die relativ frei zugängliche tierische Ressource des Elefanten wurde aufgrund ihres militärischen Wertes von der EIC beschränkt und reglementiert, damit der Kompanie eine Monopolstellung im Hinblick auf die Ausschöpfung dieser Ressource gesichert werden konnte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Tiere dabei noch von privaten Jägern gefangen worden, um im Anschluss daran an die Beauftragten der EIC verkauft zu werden. Gegen Mitte des Jahrhunderts übernahm letztgenannte jedoch völlig die Akquise der Tiere, um die wichtige Ressource nicht mit möglichen anderen Abnehmern teilen zu müssen (Nongbri 2003: 3190). Die Briten transformierten im Laufe des 19. Jahrhunderts folglich »die Kontrolle über, den Zugang zu sowie die Ausbeutung von

Elefanten« (Ebd.) auf dem indischen Subkontinent. Bis 1860 war der Elefantenhandel durch die britische Verwaltung monopolisiert worden und der Elephant Preservation Act kontrollierte zudem die Jagdrechte, um sicherzustellen, dass Unbefugte keinen Zugang zum wertvollen Reservoir der Tiere erhielten. Die Verwaltung und Haltung der Tiere orientierte sich dabei an den traditionellen Strukturen, wie sie bereits im Mogulreich bestanden hatten (Nongbri 2003: 3191). 1810 wurde von der EIC in Bengalen ein militärisches Kommissariat eingerichtet, dessen Aufgabe u. a. darin bestand, für die Gewährleistung von Futter und Unterkunft der Elefanten der Kompanie Sorge zu tragen. Daneben mussten natürlich auch Pferde, Ochsen und Kamele versorgt werden (Sivasundaram 2005: 33). Nach und nach wurde die Versorgung mit sowie die Verwaltung der Elefanten professionalisiert und standardisiert, wobei auch Vorschläge für neue Beschaffungsmöglichkeiten eruiert wurden. Im Falle bevorstehender oder zu erwartender Kriegszüge informierten sich die Befehlshaber über die Möglichkeiten, Elefanten auszuheben, um diese für die Logistik der eigenen Truppen zu verwenden.<sup>9</sup> Gleichmaßen wurden die wertvollen Tiere nur unter gewissen Vorbehalten zur Verfügung gestellt, wie ein Antwortschreiben des Earl of Mornington vom 18. Oktober 1798 belegt, bei dem auf eine Anfrage zur Versorgung mit Elefanten und Ochsen für den Kriegsfall, Folgendes erwidert wird:

»Ich verstehe, dass der Mangel hauptsächlich bei Elefanten liegt. Es sind keine Argumente erforderlich, um diese Hilfe von Seiner Exzellenz zu erhalten, wenn es um die Förderung einer Regelung geht, deren unmittelbares Ziel der Schutz seines Landes ist. Sie werden ihm jedoch versichern, dass ihm dieselbe oder eine gleiche Anzahl Elefanten und Ochsen zurückgegeben wird, wenn sie für den gegenwärtigen Dienst nicht mehr benötigt werden.«<sup>10</sup>

Während des Indischen Aufstandes von 1857 wurden Elefanten zudem von kleineren indischen Herrschaften an die britischen Behörden

9 Sir J. H. Craig an den Earl of Mornington, Cawnpore, 13. Oktober 1798, in: Martin (1836: 304–305).

10 Earl of Mornington an den Resident of Lucknow, Fort William, 18. Oktober 1798, in: Martin (1836: 205–306).

geliefert,<sup>11</sup> die diese wiederum nach Bedarf und zu Transportzwecken an das Militär verteilen.<sup>12</sup> Allerdings konnten nicht immer Elefanten geliefert werden, weshalb sich die britischen Truppen mit Ochsenkarren begnügen mussten.<sup>13</sup>

Mit dem steigenden Bedarf an Transporttieren wurden diese auch aus weiter entlegenen Regionen, beispielsweise aus Burma, wo ebenfalls wilde Elefanten gefangen, domestiziert und zu Arbeitszwecken eingesetzt wurden,<sup>14</sup> importiert. Dass gerade Burma über viele Elefanten verfügte, wurde bereits aus dem Titelzusatz des burmesischen Königs klar: »Seine große, glorreiche und erhabene Majestät, der über die Königreiche Thama Paranta, Tampadepa und alle großen schirmtragenden Häuptlinge des östlichen Landes herrscht, der König der aufgehenden Sonne, Herr des himmlischen Elefanten, Meister vieler weißer Elefanten, der große Häuptling der Rechtschaffenheit.«<sup>15</sup> Doch nicht nur aus Burma, sondern auch aus Ceylon wurden Elefanten nach Indien importiert, um das britische Militärsystem am Laufen zu halten. Dazu war bereits 1800 ein Vertrag mit Ceylon unterzeichnet worden, der in erster Linie darauf ausgelegt war, die südlichen Bestände der Kompanie aufzustocken (Sivasundaram 2005: 34–35). Die EIC übernahm somit bestehende Handelsrouten und die lokal verfügbaren Akquisemöglichkeiten, um ihren Bestand an Dickhäutern konstant zu halten, investierte jedoch gleichzeitig in den Ausbau der Versorgungsmöglichkeiten, um sicherzustellen, dass die so notwendigen Tiere immer verfügbar waren. Zudem beschäftigte das zuständige Kommissariat der EIC ein Komitee aus Offizieren, welches dafür Sorge

---

11 Mohd. Bakht Khan an den Commander in Chief, 8. August 1857. National Archives of India, PR\_000002382805, Mutiny Papers\_Box-0007 Collection: 57 Serial Number: 266 Folio: 1.

12 Commander in Chief an den Kotwal, 1. August 1857. National Archives of India, PR\_000002386709, Mutiny Papers\_Box-0027 Collection: 89 Serial Number: 9 Folio: 1.

13 Saiyid Mubarak Shah an den Commander in Chief, Kotwal, 29. Juli 1857. National Archives of India, PR\_000002387593, Mutiny Papers\_Box-0032 Collection: 103 Serial Number: 236 Folio: 1.

14 Memoranda and Papers laid before the Council of India, 17. Jan 1874 – 11. Jan 1875, IOR/C/137, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library.

15 O. T. B., Memorandum, 22. Dezember 1875, in: Memoranda and Papers laid before the Council of India, 1759–1876, IOR/C/139, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library.

zu tragen hatte, die Elefanten, die in den Dienst der Kompanie übernommen wurden, zu registrieren und zu prüfen. Dabei wurden Alter (bis maximal 20 Jahre), Statur und Größe (nicht kleiner als sieben Fuß) sowie die mögliche Belastbarkeit des Tieres geprüft und notiert. So konnte stets nachverfolgt werden, über wie viele Elefanten man verfügte und in welchem physischen Zustand sich die Tiere befanden (Sivasundaram 2005: 34).

Die Entscheidung, Elefanten als Packtiere einzusetzen, war ganz pragmatisch getroffen worden und den aktuellen Gegebenheiten der Kriegsführung geschuldet:

»Der Elefant von heute steht auf der Nützlichkeitskala hinter Pferd und Kamel zurück. Er ist wertvoll, aber nicht unverzichtbar. Aber es gab eine lange Periode in der Geschichte der asiatischen Völker und eine kürzere in der der Griechen und Römer, als Elefanten nicht nur zur Pracht luxuriöser Höfe beitrugen und die wichtigsten Dienste im Handel leisteten, sondern ebenso eine ›Kriegswaffe‹ waren [...] Die Taktik der Neuzeit hat zwangsläufig auf die Dienste eines Tieres im Feld verzichtet, das zwar mächtig war beim Angriff auf dichte Massen halbdisciplinierter Truppen, die nur mit Krummsäbel und Speer bewaffnet waren, aber unbeherrschbar wurde, wenn es von Musketen angegriffen wurde, und in seiner Angst vor Feuerwaffen Vernichtung gleichermaßen unter Freund und Feind verbreitete.« (Rennie 1831: 214–215)

In den EIC-Armeen war es daher ebenfalls »nur« die Aufgabe der Elefanten, schweres Gepäck, wie etwa Zelte, sowie die Geschütze der Artillerie zu transportieren (Rennie 1831: 215). Allerdings blieb ihre Zahl vergleichsweise klein. Ein indischer Heereszug zu Beginn des 19. Jahrhunderts, welcher von James Rennie ebenfalls beschrieben wird, führte neben 50 Elefanten auch 600 Kamele, 5 000 Ochsen, 5 000 Pferde, 1 000 Ponies, 200 Ziegen sowie 200 Schafe mit sich. Der Autor gab an, dass in indischen Heeren, basierend auf Beobachtungen der letzten Kriege, davon auszugehen sei, dass auf etwa 8 000 Soldaten je 50 Elefanten zu rechnen seien. Die Zahl der Elefanten sei zwar klein, wenn man sie mit der der anderen Tiere vergleiche, aber ausreichend für den Zweck, den die Elefanten erfüllten (Rennie 1831: 217). Bedenkt man die hohen Anschaffungs- und Pflegekosten wurde bei kleineren Geschützen zunehmend auf



Abb. 2.1: Marsch einer indischen Armee (Rennie 1831: 217).

andere Lasttiere ausgewichen, doch für den Transport großkalibriger Kanonen war der Elefant scheinbar unersetzlich.

Besonders in Gegenden, in denen es kaum erschlossene Straßen gab, das Terrain unwegsam war, insbesondere in dichten Dschungeln sowie im hügeligen Hochland waren die Elefanten unabdingbar, um die schweren Geschütze schnell und sicher zu transportieren. Sie waren in solchen Regionen oft unentbehrlich, da sie mit ihrer Masse und ihrem schier unaufhaltsamen Gang den Truppen den Weg bereiteten, auf dem diese vorwärts marschierten. Kein dichtes Gras, kein Gebüsch und kein Baum konnte den Dickhäutern dauerhaft widerstehen; es ging immer vorwärts, der Schlacht entgegen (Rennie 1831: 219). Die indischen Prinzen hatten jeder schweren Kanone einen Elefanten zugeordnet, damit diese in Notfällen, wie beispielsweise unwegsamem Terrain, eingreifen konnten, um beim Transport zu unterstützen.

Die britischen Truppen der EIC übernahmen die Nutzung von Elefanten für den Transport von Artillerie in unwegsamem Gelände, denn, wie es in einem Bericht über die Nordwestgrenze vom Januar 1878 immer noch heißt, »beweist die Präzision und Effektivität des Granatfeuers der 9-Pfünder, dass es sich um eine Waffe handelt, die immer in der Hügel-



Abb. 2.2: Elefanten helfen beim Transport von Geschützen (Rennie 1831: 222).

kriegsführung, wo der Boden für Elefanten gangbar ist, eingesetzt werden sollte.«<sup>16</sup> Wer in hügeliger Umgebung Krieg führen wollte, für den waren die Dickhäuter demnach unerlässlich, waren sie es doch, die die moderne Kriegsführung erst in die entlegensten Winkel des indischen Subkontinents brachten.

Selbst kleinere indische Fürsten hatten hingegen lange an der Praxis der Moguln festgehalten, ihren Status durch das Reiten von Elefanten auszudrücken, auch wenn sich diese in Notsituationen oft als unpraktisch erwiesen. Nazir Jing, einem lokalen Herrscher (Nabob) in Golkonda war sein Elefant 1750 dahingehend allerdings nur wenig hilfreich. Als sein Minister einen Putsch gegen ihn ausführen wollte, sprang Jing auf seinen Elefanten, um zu entkommen, wurde jedoch erschossen und sein Kopf auf einem Speer der Armee präsentiert.<sup>17</sup> Durch die Kriege gegen die EIC

16 Brigr.-Genl. Ross' Report of Operations Against the Jowaki Afridis, in: *North West Frontier. Military Department Proceedings*, January 1878, No. 18–20. National Archives of India, PR\_000003009640, 1878\_18\_20, S. 4.

17 Thomas Saunders an Adam Dawson Esq. zu Fort William, 29. Dezember 1750, Fort St David: Letters sent to various places in India, vol. 3, IOR/G/18/17, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library, S. 157 und Thomas Saunders

hatten auch diejenigen, die keinem solchen coup d'état zum Opfer gefallen waren, damit begonnen, Elefanten als Reittier zu meiden, da diese zu den bevorzugten Zielen der britischen Artillerie zählten. Mit dem Verlust von Einfluss und Macht schwand auch das Geld, das zum Unterhalt der Tiere aufgewendet werden musste. Nicht selten ließ sich die EIC diesen von lokalen Herrschern, nämlich als Tribut, finanzieren. Der Raja von Satara musste laut eines Vertrages mit der EIC von 1820 jährlich 10 000 Rupien zahlen, um damit eine »Elefanten-Einrichtung« der Kompanie zu unterhalten.<sup>18</sup> Bedenkt man den monatlichen finanziellen Aufwand, den die EIC für die Pflege der Transporttiere zu begleichen hatte,<sup>19</sup> wird klar, warum versucht wurde, diesen an dritte abzugeben. Die indischen Lokalherren gaben demnach Elefanten, die sie mitunter selbst als Geschenk erhalten hatten, nur zu gerne an die EIC ab, hieß das doch nicht nur ein teures Präsent an die herrschende Instanz zu senden, sondern gleichzeitig die eigenen Kosten zu reduzieren.<sup>20</sup> Wie bereits beschrieben, schien der Kompanie und ihren militärischen Planern allerdings durchaus daran gelegen zu haben, die Verfügbarkeit von Elefanten nicht nur selbst zu kontrollieren, sondern gleichzeitig für die indischen Herrscher möglichst einzuschränken. Bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts wird von bis zu 50 Elefanten in britischen Heeren berichtet, die auch in dieser Zeit noch für den Transport von schweren Geschützen eingesetzt wurden (Roy 2013a: 31, 39, 75).

---

an William Wake Esq., President and Governour, Council of Bombay, 30. Dezember 1750, Fort St David: Letters sent to various places in India, vol. 3, IOR/G/18/17, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library, S. 162 berichten von diesem Vorfall.

18 The Punt Suchoo: Agreement entered into in July 1820, by His Highness the Raja of Satara with the Punt Suchoo, in: Treaties, agreements, and engagements, between the Honourable East India Company and the native princes, chiefs, and states, in western India, IOR/A/2/23, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library, S. 644–646.

19 Patna: Consultations, 1765–1771, IOR/G/28/2A, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library, S. 52 nennt etwa 1725 Rupien als Preis für den Erwerb eines Elefanten und 916 Rupien für die Verpflegungskosten von Elefanten, Kamelen, etc. vom 9. April bis zum 8. Mai 1769.

20 Vgl. Patna: Consultations, 3 Aug 1771– 30 Mar 1772, IOR/G/28/2C, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library, Einträge für den 6. und 10. September 1771 sowie 24. Februar 1772.

Gerade an der indischen Nordostgrenze mussten Elefanten eingesetzt werden, da die Kamele an das raue Klima nicht gewohnt waren, so dass über einen langen Zeitraum auch von Seiten der Briten die Notwendigkeit bestand, auf die Dickhäuter zurückzugreifen. Dabei konnten Elefanten entweder nach Bedarf angefordert werden oder wurden als fester Bestandteil bestimmter Einheiten gehalten und mitgeführt. Im ersten Fall wurden die *Keddha*-Anlagen dauerhaft unterhalten und die Tiere nur dann entnommen, wenn es der militärische Bedarf vorschrieb. Bei der Ausbildung der »neuen« Tiere wurde dann meist auf ein zweites Trainingstier gesetzt, dessen Verhalten es zu imitieren galt. 1879 konnte die britische Armee in Indien auf 1 045 Elefanten für den Einsatz im Nordosten des Landes zurückgreifen, wobei jährlich 627 000 Rupien an Kosten für den Unterhalt der Tiere anfielen (Roy 2013a: 83). Bei den vielen kleineren Operationen in dieser Region wurden die Elefanten immer wieder erfolgreich eingesetzt und unterstrichen den logistischen Wert von Tieren im Allgemeinen sowie der Dickhäuter im Speziellen. Vor allem für Belagerungsgeschütze, deren Transport aufgrund des Gewichtes schwierig war, wurden Elefanten vorgeschlagen, die mit einer solchen Aufgabe nicht überfordert wären.<sup>21</sup>

Alles in allem war die Synthese indischer Militärtraditionen sowie westlicher Ausbildung und Technologie erfolgreich und bedingte schlussendlich den Erfolg der EIC auf dem indischen Subkontinent. Elefanten spielten dabei eine nicht unbedeutende Rolle, besonders im Bereich der Logistik waren sie unverzichtbar, wenn es darum ging, schwere Geschütze in unwegsame Gebiete zu transportieren. Gerade deshalb wurden Elefanten auch in den Jahren nach den großen Auseinandersetzungen mit Mysore, den Marathen und den Sikhs genutzt, ihr Besitz sogar regelrecht monopolisiert. Der Elefant scheint damit einer der langlebigsten Faktoren der indischen Militärgeschichte zu sein, auch wenn sein militärischer Wert und der damit verbundene Einsatzbereich immer wieder verschoben bzw. neu festgelegt wurde.

Darüber hinaus faszinierten die Vorstellung derer, die ihnen zum ersten Mal begegneten, egal ob es sich um die Soldaten Alexanders des Großen oder diejenigen im Dienste der East India Company handelte.

---

21 Report on Hyderabad, 1872–1874, in: Memoranda and Papers laid before the Council of India, 1759–1876, IOR/C/139, East India Company Factory Records (1595–1870), The British Library, S. 18.

In Indien waren die Tiere zudem Ausdruck herrschaftlicher und finanzieller Macht und so ideal geeignet für die durch das höfische Zeremoniell bestimmte Repräsentation derselben. Im Zuge der militärischen Modernisierung, welche in Indien während der Konflikte zwischen der EIC und den Nachfolgestaaten des Mogulreiches zu ähnlichen Entwicklungen wie in Europa führte (Lieberman 2003: 224), also Zentralisation, zunehmende Etablierung stehender Heere, Einführung neuer Technologien und Betonung neuer Waffengattungen innerhalb der Armeen, veränderte sich auch die Rolle der Elefanten. Waren diese zu Zeiten des Delhi Sultanats noch ein wesentlicher Bestandteil indischer Heere, verschwanden sie langsam aufgrund der sozio-politischen Veränderungen die mit der Errichtung des Mogulreiches einhergingen. Ungeachtet dessen blieben die Dickhäuter allerdings ein entscheidender Faktor für die Heereslogistik auf dem indischen Subkontinent, auf dem Elefanten, neben Kamelen und Ochsen, wesentlich zum Gelingen militärischer Aktionen beitrugen.

Deswegen verwundert es auch nicht, dass die britische Verwaltung der EIC versuchte, den Handel mit, die Jagd auf sowie generell den Besitz von Elefanten zu monopolisieren. Die Tiere waren vom reinen »Sportobjekt«, welches auf Jagden ein verlässlicher Begleiter war, zu einer militärischen Ressource avanciert, die es peinlich genau zu kontrollieren galt. Dessen ungeachtet beflügelten die Tiere die Fantasie vieler Indienreisender, die in Europa von den Tieren berichteten, weshalb Elefanten bis heute zum Repertoire eines indischen Exotismus auf dem europäischen Kontinent zählen. Militärisch mögen die »grauen Riesen« nie wirklich gefährlich gewesen sein, doch allein ihre Präsenz veränderte die Wahrnehmung des Schlachtfeldes und vielleicht hält sich gerade deswegen bis heute noch der Irrglaube, Elefanten wären die Panzer der indischen Militärmaschinerie der Antike und des Mittelalters gewesen. Das dem nicht so ist und welche militärischen Transformationsprozesse für den Wandel der Stellung von Elefanten innerhalb indischer und britischer Heere auf dem Subkontinent verantwortlich waren, konnte hier eingehend demonstriert werden. Tiere im Allgemeinen und Elefanten im Speziellen waren folglich wichtige Akteure auf den Schlachtfeldern, die die Zukunft Indiens beeinflussten, gleichzeitig aber auch zu militärischen Synthesen zwischen westlichen und südasiatischen Militärtraditionen führten. Dahingehend sind die Dickhäuter auch als Teil der im 18. und 19. Jahrhundert ablaufenden Akkulturation in der Region zu verstehen.

### 3 Der Einsatz von Pferden im Burenkrieg (1899–1902)

Während des Russisch-Japanischen Krieges (1904/05) (Jacob, 2018b; 2020b) blickten deutsche Berichtersteller auf den letzten »kleinen Krieg« des Britischen Empire gegen die Buren in Südafrika zurück und stellten dahingehend fest: »Es gibt keine größeren Gegensätze als die Taktik der Buren und die im gegenwärtigen Kriege von den Japanern befolgte Taktik [...] Immerhin sieht man, daß die Taktik kein abstrakter Begriff ist, sondern sich nach Volksart, Gelände und Nebenumständen modelt.«<sup>22</sup> Selbst wenn beide Kriege, also sowohl der Russisch-Japanische Krieg als auch der Burenkrieg (1899–1902) als Imperialkriege<sup>23</sup> bezeichnet werden. Letztgenannter entwickelte sich während seines Verlaufes allerdings zu einer »kostspieligen Arbeit« (costly Job) für die Britische Regierung (Nasson 2000: 111), ja sogar zu einer Art von Tragödie, die im Nachhinein oft bedauert wurde, zumal aus einem scheinbar »herrlichen kleinen Krieg« (splendid little war) eine gewaltsame Auseinandersetzung wurde, die das Ansehen des Britischen Empire gefährdete (Nasson 2000: 112). Neue Elemente des Konfliktes, indem bereits ersichtlich wurde, dass nicht mehr nur eine zahlenmäßige Überlegenheit für den Ausgang eines Krieges ver-

22 Buren- und japanische Taktik, in: *Der Tag*, Nr. 445, 22.9.1904, BArch R 8034-II/8170. Das folgende Kapitel beinhaltet Textteile aus Jacob (2016c), wurde aber in Teilen verändert bzw. erweitert.

23 Dierk Walter beschreibt den Idealtypus des Imperialkrieges folgendermaßen: »Imperialkrieg soll demnach sein, der (a) im Zeichen der europäischen Expansion bzw. des Imperialismus (b) in der Regel von europäischen oder europäisierten Imperien als Kernmächte des westlichen Weltsystems (c) mit dem Ziel der (Re-)Integration von abhängigen Gebieten an der Peripherie unmittelbar in das jeweilige Imperium und damit mittelbar in das Weltsystem geführte, (d) transkulturelle, (e) asymmetrische, (f) zeit- räumlich entgrenzte, (g) irreguläre, (h) totale und (i) enthegte Krieg.« (Walter 2011: 19)

antwortlich war, sondern auch die Anwendung neuer Technologien und Guerillataktiken, unterscheiden den Burenkrieg von den anderen Kolonialkriegen des Empire (Bender 2009: 99). Nicht nur aufgrund seiner Auswirkungen – gerade mit Blick auf die Entstehung der Imperialismustheorie eines John A. Hobson (1858–1940) (Hobson 1902) –, sondern besonders in Folge der Art des »Guerillakrieg der täglichen Gewalt und Gegengewalt« (Rose 2011: 239) stellt der Burenkrieg ein »Paradebeispiel für den modernen Imperialkrieg« (Rose 2011: 238) dar.

Während das britische Militär von einem schnellen Sieg gegen die als unterlegen betrachteten Siedler der Burenrepubliken, des Transvaal und des Oranje Freistaates, ausging, stellte die Erfahrung des Krieges, in der sich viele der immer noch vorherrschenden militärischen und taktischen Planungen als veraltet herausstellten, als ein Novum dar, über das zudem international berichtet wurde, weshalb der Burenkrieg ebenfalls als ein modernes Medienereignis zu betrachten ist (Pakenham 1982: 125–136). Besonders die vorherrschende Meinung in Bezug auf den Einsatz der Kavallerie, von der man dachte, sie könnte in den Weiten des Kriegsschauplatzes ihre Stärke ausspielen, schien durch die Art und den Ausgang des Krieges widerlegt zu werden (Pakenham 1982: 139). Schon vor dem Beginn des Burenkrieges war die Rolle der Kavallerie in militärischen Kreisen diskutiert worden, doch in Südafrika »[e]rwies sich der traditionelle Ansatz jedoch als wirkungslos gegen Burenkommandos, die aus anpassungsfähigen, erfahrenen Reitern bestanden [und] die in vertrauter Umgebung kämpften. Durch ihre größere Mobilität konnten Burenkommandos altmodische, groß angelegte Kavallerieangriffe einfach umgehen.« (Swart 2010: 350) In dieser Hinsicht markierte der Burenkrieg den Anbruch einer neuen Zeit. Moderne Waffen wie Maschinengewehre und Artillerie kamen hier massiv zum Einsatz und wiesen bereits auf die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges (1914–1918) hin, selbst wenn der Burenkrieg noch viel stärker als Bewegungskrieg geführt wurde, bei dem schlussendlich erst die Kontrolle über weite Räume errungen werden musste, um die Mobilität des Gegners einzugrenzen. Im Zuge dieser Operationen spielten insbesondere Pferde eine sehr wichtige Rolle, denn

»Dieser Krieg spiegelte den Übergang zu einer neuen Art der Kriegsführung wider; moderne Technologie wurde mit dem traditionellen Körper des Pfer-

des verschmolzen. Pferde und Maultiere (und sogar Ochsen) blieben für die Mobilität im Krieg von entscheidender Bedeutung und wurden Seite an Seite mit Dampfmaschinen, Telegrafen, Telefonen, Suchscheinwerfern, Hinterladern und Lee-Metfords<sup>24</sup> eingesetzt. Im weiteren Kriegsverlauf verzichteten die Briten oft auf die *arme blanche* und verwendeten anstelle des Karabiners ein Gewehr. Als berittene Infanterie der traditionellen Kavallerie vorgezogen wurde, änderte sich gleichzeitig die Funktion des Pferdes. Aber es blieb weiterhin die Schlüssellösung für Mobilität und ermöglichte Infanterieeinheiten schnellen, effizienten Transport.« (Swart 2010: 350)

Ungeachtet der globalhistorischen Tragweite des Burenkrieges an einer der Peripherien der Welt, wird der folgende Beitrag sich jedoch nicht mit derselben, sondern vielmehr mit der equinen Ebene, namentlich der Rolle der Pferde und der Kavallerie im Burenkrieg auseinandersetzen. Dazu soll zunächst die Geschichte dieses Krieges kurz abgehandelt werden. Nach einer Einführung in die Geschichte dieses Imperialkrieges, die im deutschen Wissenschaftsraum meist eher stiefmütterlich behandelt worden ist, erfolgt anschließend eine Analyse der Rolle der Pferde in den Kriegsjahren, wobei diese als wichtige Akteure der Kriegsjahre zu betrachten sind. Es soll daher vor allem gezeigt werden, dass erstens, die equine Ebene der Kriegsführung einen Wandel durchlief und zweitens, die Berücksichtigung »tierischer Perspektiven« für das Verständnis von Militärgeschichte bedeutend, in manchen Fällen sogar unerlässlich ist.

### 3.1 Der Burenkrieg

Zu Beginn des Burenkrieges 1899 lebten etwa 160 000 Buren in den beiden freien Republiken, welche lediglich eine milizartige Armeeorganisation mit 40 000 bis 55 000 Mann stellen konnten (Rose 2011: 217). Ergänzt durch afrikanische Kräfte (Nasson 1999), konnten die Burenrepubliken demnach etwa 90 000 Mann aufbringen, die im Burenkrieg einer britischen Übermacht von etwa 500 000 Soldaten gegenüberstan-

---

24 Ein britisches Repetiergewehr.

den (Swart 2010: 348). Die Buren, Nachfahren zumeist niederländischer Siedler, die nach der Übernahme der Herrschaft der Kapkolonie durch die Briten im Zuge des sogenannten Großen Treks ins Inland umgesiedelt waren, wurden zwar von den Führungseliten Londons als »zivilisatorisch Zurückgebliebene« (Rose 2011: 217) betrachtet, allerdings konnten sie den britischen Truppen bereits 1881 bei Majuba Hill eine schmachvolle Niederlage beibringen. Dabei wurden von 354 Soldaten der Armee Großbritanniens 93 getötet, 122 verwundet und 58 gefangen genommen (Rose 2011: 218). Ungeachtet dessen und ungeachtet des gescheiterten Jameson Raids (1895/1896) (Longford 1982) waren letztendlich das »Prestige- und Integrationsbedürfnis des Empire« (Rose 2011: 219) dafür verantwortlich, dass es 1899 erneut zur Auseinandersetzung kam.

Der erhoffte schnelle Sieg blieb aus und kein britischer Krieg seit 1815 war so kostspielig im Hinblick auf den finanziellen Verlust und die Gefallenenzahlen – ca. 22 000 Mann (Swart 2010: 348). Die Buren waren mit dem neuen Modell des Mauser-Gewehres »flächendeckend neu bewaffnet« (Rose 2011: 220) und verfügten ebenfalls über 155 m-Haubitzen des französischen Herstellers Creusot sowie 75 mm-Geschütze aus der Produktion der deutschen Firma Krupp. Nachdem der letzte Kompromissversuch im Zuge der Konferenz von Bloemfontein im Juni 1899 gescheitert war und die Briten ihre Truppen bereits damit begonnen hatten, ihre Truppen an die Grenze zum Transvaal zu verlegen sowie Verstärkung auf dem Seeweg zu entsenden, begann schließlich als Folge eines abgelaufenen burischen Ultimatums der Krieg.<sup>25</sup> Dieser verschlang statt den erwarteten 10 Millionen Pfund 223 Millionen und kostete Tausende Soldaten im Dienst des Britischen Empire das Leben, wohingegen die Buren lediglich einen Verlust von etwa 6 000–7 000 Mann zu verzeichnen hatten (Rose 2011: 221; Waag 2000: 46).<sup>26</sup> Trotz der Dimensionen, die der Konflikt als solcher annahm, wurden seine Auswirkungen nur wenig beachtet, zumal die Rolle aller britischen Auseinandersetzungen des frühen 20. Jahrhunderts im Schatten des »Großen Krieges« standen

25 Zu den langfristigen Ursachen des Krieges vgl. Smith (1996).

26 Prozentual betrachtet waren die Verluste der Buren mit 6 000–7 000 Mann höher. Darüber hinaus starben etwa 27 000 Buren in den von den Briten errichteten Konzentrationslagern (Swart 2010: 348–349).

(Hickling 2000: ix). Trotzdem bröckelte bereits hier das Bild des Britischen Empire, das nicht mehr nur zur Verteidigung zu den Waffen griff, sondern ebenfalls um periphere Gebiete in den Bannkreis des Weltreiches zu zwingen. Ebenso offenbarte der Burenkrieg die schlechte Vorbereitung des Britischen Empire auf eine neuartige Form des Konfliktes und es wurde offensichtlich, dass »[e]ine Armee nur so gut ist wie ihre Ausbildung, ihre Ausrüstung und ihre Führung.« (Hickling 2000: xi)

Schon die ersten Wochen des Burenkrieges bewiesen, dass die Briten nicht im Geringsten auf die neuartige Kampfweise eines auf Mobilität angewiesenen Guerilla-Krieges vorbereitet waren und am 11. Oktober 1899 waren es die Buren, die die Kampfhandlungen eröffneten, als sie im Zuge einer ersten Offensive in Natal eindrangen und die auf Dundee und Ladysmith verteilten britischen Truppenkontingente attackierten (Beckett 2000: 31; Rose 2011: 222; Swart 2010: 350). Die burischen Kommandeure wussten, dass sie aufgrund ihrer unorthodoxen und irregulären Form der Armeeeorganisation keine Chance mehr haben würden, einen Sieg zu erringen, sobald die britischen Verstärkungen eintrafen, weshalb sie in dieser Initialphase des Krieges zwangsläufig die Offensive ergreifen mussten. Selbst wenn die Briten im Gegensatz zu 1881 nicht mehr in den auffälligen roten Uniformen zu Felde zogen, sondern in Khaki gekleidet waren, boten sie den erfahrenen Schützen der Buren gute Ziele. Die Erfolgsrate der Abschüsse wurde zudem durch das neue Mauser-Gewehr, das den britischen Martini-Henry-Gewehren mit Blick auf Durchschlagskraft, Reichweite, Treffsicherheit sowie Zuverlässigkeit überlegen war, erhöht (Rose 2011: 223; Waag 2000: 63). Die Buren attackierten folglich aus der Distanz und waren bestrebt, die Frontlinie möglichst weit auszudehnen, um den numerischen Vorteil des Gegners zu negieren. Der Verlust von fast 500 Soldaten bei Dundee versetzte den Briten einen Schock, ebenso wie eine Folge von Niederlagen, die die britischen Medien dazu veranlasste, von einer Black Week des Empire zu sprechen (Rose 2011: 223–226).

Ein Rückzug, wie er 1881 erfolgt war, schien jedoch schon ob des Selbstverständnisses der global führenden Imperialmacht ausgeschlossen zu sein, ganz besonders nicht, da der Krieg als solcher ein weltweites Medieninteresse auf sich gezogen hatte (O'Morgan 2002). Bereits während des Kriegsgeschehens selbst wurde damit begonnen, eine umfangreiche



Abb. 3.1: Eine Gruppe burischer Guerillas »in Aktion« auf einem Gipfel in Natal (vermutlich zu Propagandazwecken gestellte Aufnahme), Australian War Memorial, P02578.007.

Geschichte des Krieges zu veröffentlichen (Amery 1900–1909), die den Leser unter anderem darüber informierte, was diese »völlig neue« (Beckett 2000: 33) Kriegserfahrung mit sich brachte. Die Zahl der toten Soldaten überstieg alles, was die Briten in den bisherigen Kolonialkriegen erlebt hatten und Elemente wie die Eisenbahn, der Telegraph sowie elektrische Beleuchtung bildeten bereits relativ umfassend die Möglichkeiten und Folgen eines technisierten Krieges ab. Mit den knapp 500 000 Männern, die das Empire nach Südafrika entsenden musste, mit einem Krieg, der statt einem Monat beinahe drei Jahre tobte und fast zehn Millionen Pfund verschlang, war er demnach »eindeutig ein Übergangskonflikt an der Schwelle zwischen Tradition und Moderne« (Beckett 2000: 34).

Nachdem die Städte Kimberley und Ladysmith entsetzt und die Hauptstadt des Transvaal Pretoria eingenommen worden waren, hatten die Briten zwar geglaubt, dass der Konflikt beendet sei, doch die Hoffnungen sollten im Mai 1900 nicht in Erfüllung gehen. Der Oberbefehlshaber Frederick Sleigh Roberts (1832–1914) kehrte nach England zurück, sein

Stellvertreter Herbert Kitchener (1850–1916) musste jedoch noch zwei Jahre einen erbitterten Krieg gegen die Guerilla-Taktiken der Buren führen, die von Überfällen und Hinterhalten gekennzeichnet war, besonders da nun die jüngere Generation der Buren – Louis Botha (1862–1919), Koos de la Rey (1847–1914), Nicolaas de Wet (1873–1960) – die Führung des Gegners übernommen hatten (Rose 2011: 229–230). Ab spätestens 1901 ging der Krieg damit in eine neue Phase über, in der sich die Buren zunehmend der Guerilla-Taktik bedienten. Das sogenannte Kommando-System der burischen Guerillakämpfer war bestens für derlei Taktiken geeignet und da man zu Beginn der Auseinandersetzung wusste, dass man den Krieg langfristig nicht gewinnen konnte, konzentrierten sich die Gegner der Briten darauf, aus dem Hinterhalt zu attackieren und die britische Truppe wann immer möglich zu malträtieren (Waag 2000: 45). Die überforderte Britische Armee konnte darauf nur mit einer Strategie der »verbrannten Erde« reagieren und versuchte die Buren vom Nachschub und möglichen Unterkünften abzuschneiden, in dem es Farmen zerstörte und die burische Bevölkerung in Konzentrationslager schaffen ließ (Swart 2010: 350).

Nur so schienen die britischen Besatzer gegen die Guerilla-Kämpfer anzukommen, denn diese besaßen den Heimvorteil und kannten sich wesentlich besser im Gelände aus, wobei sie zudem die harschen Bedingungen des Kampfortes, des sogenannten Velds, gewohnt waren. Die britische Arroganz unterschätzte den Einfluss dieser Faktoren maßlos, so dass man sich in Regierungs- und Bevölkerungskreisen nach den Ereignissen der Black Week sowie den anhaltenden Verlustmeldungen zunächst fassungslos fragen musste: »Wie konnte ein Land von Hinterwäldlern, dessen Gesamtbevölkerung nicht größer war als die einer durchschnittlichen britischen Stadt, dem Britischen Empire Paroli bieten?« (Waag 2000: 49) Die Unterschätzung des Gegners sowie die schlechte Vorbereitung auf einen Konflikt, der zumeist von Bewegung gekennzeichnet war, wurden offensichtlich. (Waag 2000: 51) Gerade einmal 125 Pferde und 250 Mulis wurden ersten britischen Einschätzungen pro Monat gebraucht, um den schnellen Sieg gegen die Buren zu erreichen, eine Zahl, die sich später als beinahe lächerlich gering erweisen würde (Swart 2010: 351). Tatsächlich waren weder Mensch noch Tier auf die klimatischen Gegebenheiten des Velds vorbereitet, wo sich extreme Hitze am Tag und extreme Kälte in der

Nacht abwechselten. (Waag 2000: 52) Mit den Buren als abgehärtetem Gegner, der sich darüber hinaus als exzellent vorbereitet und ausgerüstet herausstellte, wenn es darum ging, die Briten in einen Hinterhalt zu locken, sah man sich schlussendlich einer Art von natürlichem Guerillakämpfer gegenüber (Bakkes 1979: 294). Die Buren ritten auf den Gegner zu, bis sie in Schussweite waren, attackierten die Briten und flohen in die Weite des Raumes. Dabei wurde durch das Kommando-System die existierende Organisationsstruktur der burischen Gesellschaft fortgeführt, so dass die Wahl der Offiziere zwar nicht immer über deren Fähigkeit entschied, aber bereits zu Beginn des Krieges ein ausgiebiges Gemeinschaftsgefühl bestand, das zudem durch den gemeinsamen Kampf um die Heimat und die politische Freiheit der unabhängigen Republiken gegen einen schier übermächtigen Feind gestärkt wurde (Waag 2000: 56–61).

Die Buren stellten zwar insgesamt nie mehr als 45 000–50 000 Mann im Feld, eine Zahl, die zudem vermutlich nur im Dezember 1899 erreicht wurde, schienen aber für den Gegner unsichtbar zu bleiben (Wallace 1976: 29). Mit ihren Pferden, die an die Gegebenheiten angepasst waren, verschmolzen sie zu »zähen und drahtigen Produkten ihrer jeweiligen Umgebung« (Wallace 1976: 32). Um dieser Art der Kriegführung etwas entgegensetzen zu können, sah sich Kitchener schließlich dazu gezwungen, zu besonders unmenschlichen und grausamen Gegenmaßnahmen zu greifen. Die Farmen, in deren Nähe ein Überfall stattgefunden hatte, wurden niedergebrannt (Rose 2011: 231) und die Bevölkerung in Konzentrationslager gebracht. Während des Krieges wurden in über 40 dieser Lager überwiegend burische Frauen und Kinder interniert (Bender 2009: 102; Nasson 2000: 111; Waag 2000: 54; Wallace 1976: 200–201). Diese Mischung aus einer Politik der »verbrannten Erde« (Coetzer 2000) und der unmenschlichen Behandlung von Frauen und Kindern, über die vor allem Emily Hobhouse (1860–1926) (Hobhouse 1901) berichtete, symbolisierte »zweifellos [...] das größte Leid während des Burenkrieges und den totalen, auch die Zivilbevölkerung einschließenden Charakter der Kriegführung.« (Rose 2011: 235) Darüber hinaus wurden noch mehr als 8 000 sogenannter Blockhäuser errichtet, die über eine Distanz von mehr als 3 700 Meilen mit Stacheldraht verbunden wurden, um den Operationsradius der Buren Schritt für Schritt einzuengen (Rose 2011: 233; Wallace 1976: 335–339).

Es war erst durch diese schrittweise Einschränkung der Guerilla-Kriegsführung der Buren möglich, den Burenkrieg zu beenden, da die Kommando-Einheiten am Ende nicht nur zu viele Pferde, sondern auch jeglichen Nachschubweg eingebüßt hatten und nicht mehr in der Lage waren, die Kampfhandlungen fortzusetzen (Spence 2000: 127; Wallace 1976: 385–394). Trotz der Niederlage der Buren gegen das Britische Empire nimmt der Krieg zwischen 1899 und 1902 immer noch eine besondere Stellung innerhalb der südafrikanischen Erinnerungskultur ein (Nasson 2000: 112). In Darstellungen, welche zumeist in den 1930er Jahren publiziert wurden,<sup>27</sup> stilisierten die Autoren die unbeugsamen Buren als die Helden dieses Konfliktes, die sich letzten Endes nur der numerischen Überlegenheit sowie den barbarischen Methoden des Gegners beugen mussten. Obwohl die Beziehungen zwischen den Kolonien und dem imperialen Zentrum bis dato völkerrechtlich als innerstaatlich betrachtet worden waren (Kleinschmidt 2013: 97), hatte der Burenkrieg auch Auswirkungen auf das Verhältnis des Empire zu seinen Kolonien, zumal nicht nur englische Einheiten, sondern ebenfalls Soldaten aus den Dominions Australien und Kanada (Carman 2000) nach Südafrika verschifft wurden, um am Kampfgeschehen teilzunehmen.

Besonders auf erstgenannte hatte die Teilnahme am Burenkrieg eine durchaus integrative Wirkung (Wilcox 2002: 297), selbst wenn zu Beginn des Konfliktes in Australien nicht unbedingt eine Kriegsbegeisterung bestanden hatte (Connolly 1978). Die Aussage, dass Australiens Soldaten »unbedingt für die Sache des Mutterlandes kämpfen wollten, voller Abenteuerlust waren und dem widerstrebenden Großbritannien ihre Dienste im Streit mit Paul Krugers Transvaal-Buren aufdrängten« (Wallace 1976: 1) scheinen somit eher romantischen Wunschvorstellungen als der harten Realität der Werbungsstuben entsprochen zu haben. Ungeachtet dessen wurden die Australier jedoch aufgrund ihres eigenen Lebensstils als sogenannte Colonials – also ausgestattet mit einer »generischen kolonialen Identität« – als bestens geeignet betrachtet, um gegen die Buren in Südafrika zu Felde zu ziehen (Wilcox 2002: 299). Diese Stereotypen wurden nicht nur von den englischen Befehlshabern, sondern später ebenso von der australischen Populärliteratur geteilt (Burness 2000).

---

27 Ein Beispiel bietet Raal (1938).

Darüber hinaus hatte der Burenkrieg innerhalb des Empire selbst eine starke Wirkung. Während der Krieg weltweit wie der biblische Konflikt zwischen David und Goliath dargestellt wurde, versuchte beispielsweise der Alldeutsche Verband in Deutschland, die existierende Bureneuphorie für sich zu nutzen, um Stimmung gegen den britischen Kolonialrivalen zu schüren (Bender 2009: 30–31). Darüber hinaus wurden von deutschen Firmen allerhand Burenprodukte vertrieben und der Kriegsverlauf per se erregte ein durchaus breites Medienecho, welches mit dem Druck von Karten des Kampfgebietes in den meisten deutschen Presseerzeugnissen im Oktober 1899 begann (Bender 2009: 32 und 46). Der stete Gesichtsverlust des politischen Rivalen, der nicht einmal gegen eine Handvoll Bauern bestehen konnte, wurde in den Kriegsjahren genauso ausgeschlachtet, wie die augenscheinlichen Motive, Habsucht und Gier, die die Briten überhaupt erst in den Krieg getrieben hatten (Bender 2009: 49, 61 und 92). Die Tragweite des Burenkrieges war folglich enorm, zumal er international rezipiert und diskutiert wurde, besonders wenn es um das Schicksal der burischen Frauen und Kinder ging, die als Insassen der Konzentrationslager zu leiden hatten. Allerdings waren das nicht die einzigen Opfer, die vor allem durch Unterernährung gefordert wurden. Besonders die equine Ebene des Konfliktes scheint oft vergessen zu werden – mehr als 325 000 Pferde und 50 000 Mulies starben zwischen Oktober 1899 und Mai 1902, was einer Sterberate von 66,88 % bzw. 35,37 % für die jeweiligen Tiere entspricht (Swart 2010: 349) –, weshalb sie im Folgenden genauer dargestellt wird.

### 3.2 Pferde im Burenkrieg

Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass »Südafrika ein Pferdefriedhof war. Die Armee nutzte im Laufe des Krieges eine halbe Million Pferde, und mindestens zwei von drei waren »verbraucht«, wie es das Kriegsministerium formulierte.« (Wilcox 2002: 131) Pferde waren ein essentieller Bestandteil des Burenkrieges und das nicht nur, weil sie zur Identitätsstiftung der australischen Truppenkontingente, von denen fast alle als berittene Einheiten am Kriegsgeschehen teilnahmen, beitrugen. Für das Bri-



Abb. 3.2: Eine Gruppe britischer »Rough Riders« auf Pferden in der Wüste Südafrikas, Australian War Memorial, P05524.009.

tische Empire war es zunächst eine echte Herausforderung, den equinen Notwendigkeiten des Kriegsschauplatzes gerecht zu werden, denn

»am Vorabend des Krieges im Oktober 1899 waren die Briten völlig unvorbereitet. Während die Buren und ihre Agterryers (berittene afrikanische Gefolgsleute für Burenkämpfer) einfach ihre eigenen Pferde für das Kommando stellen mussten, musste die britische Armee eine berittene Streitmacht aufstellen, die größer war als alle, die sie je zuvor mobilisiert hatte, und sie dann 10 000 Kilometer weit nach Südafrika transportieren – weiter als je zuvor.« (Swart 2010: 350)

Dabei gab es zunächst keine spezialisierten Einheiten der berittenen Infanterie, auch wenn die australischen Kontingente 1902 im »Australian Commonwealth Horse« zusammengefasst, mit einem Abzeichen versehen und aus den Australiern stereotypisch aufgeladen schließlich die »Horse-terrians« wurden (Wilcox 2002: 326). Das nicht wenige von ihnen gar keine guten Reiter waren (Wilcox 2000: 10), spielte schlussendlich keine Rolle mehr, da sie unter diesem neuen Emblem subsumiert wurden. Dieses überzeichnete jedoch oft die Schwierigkeiten, mit denen die britische Armee während des Krieges, insbesondere wenn es um die Akquise von bzw. den Umgang mit Pferden ging.

Viele Offiziere hielten an diesem positiv aufgeladenen Bild der Australier fest und bezeichneten die australischen Soldaten als »natürliche Kundschafter, natürliche Reiter [und] natürliche Soldaten« (Wilcox 2000: 7), wobei durch den Verbrauch von 67 Millionen Schuss während des Krieges belegt wird, dass sie zumindest keine guten Schützen gewesen sein dürften. (Spence 2000: 116) Die Liebe zu Pferd und Schusswaffe wurde sowohl von den Australiern als auch von den Briten bescheinigt, galt Großbritannien, insbesondere in der eigenen imperialen Wahrnehmung, als Pferde- bzw. Reitereation (Havelock 1867: 65) Für die Etablierung des Bildes eines britischen Soldaten kolonialen Ursprungs gereichte der gemeine australische Soldat des Burenkrieges jedoch zur geeigneten Schablone. Ruyard Kipling beschrieb sie als »[d]unkle, große Männer, hervorragende Reiter, hitzig und wütend, die Krieg führen [...] und Tee trinken wie ein Sanddünenhügel Wasser trinkt.« (Kipling 1949) Die Heroisierung des Burenkrieges aus britisch-australischer Perspektive hing dahingehend also durchaus mit dem Pferd und dessen Wahrnehmung als edlem Reittier für waghalsige Soldaten zusammen, die die Verbindung zur Natur noch nicht verloren hatten und vielleicht gerade dadurch in der rauen Landschaft des Burenkrieges am Ende doch erfolgreich sein konnten.

Der Burenkrieg brachte nicht nur eine neue Form des Soldaten, sondern vor allem einen neuartigen Einsatz von Pferden, eine »neue Art von Kavallerie, die Pferde eher für die Mobilität als für den Angriff ritt« (Wilcox 2000: 8) hervor. Aus säbelziehenden Soldaten auf Pferden wurden »berittene Schützen« und »die meisten Freiwilligen gehörten zu dieser neuen Brut von berittenen Soldaten« (Ebd.). Dadurch belegte der Burenkrieg erstmals eine neuartige »Vereinigung des Gewehrs mit dem Pferd« (Childers 1910: 217). Eingesetzt wurde nun eine berittene Infanterie, also Soldaten, die zwar als Infanterie ausgebildet, aber beritten unterwegs waren, um das Kampfgeschehen zu erreichen. Darüber hinaus wurden die sogenannten Mounted Rifles, eine Art irregulärer Kavallerie, die ebenfalls mit Infanteriewaffen ausgerüstet, aber nicht als Infanterie ausgebildet war, eingesetzt (Spence 2000: 119). Um die Mobilität der Truppe und damit die Gesundheit und den Zustand der Pferde so lange wie möglich aufrecht zu erhalten, was in einem Kriegsgebiet dieser Größe, in dem nur 5 024 Meilen Schienennetz verlegt worden waren, unabdinglich war

(Potempa 2011: 444), begleiteten auch Sattler, Hufschmiede sowie in der Regel ein bis zwei Veterinäroffiziere die Kontingente (Beckett 2000: 34; Wilcox 2002: 135–136). Die Verlustzahlen der Pferde stiegen aber unaufhaltsam mit jedem Monat des Krieges an.

Die Aufgabe dafür zu sorgen, dass die britische Armee über ausreichend Pferde verfügte, oblag dem Remount Department, das bereits Ende der 1880er-Jahre etabliert worden war. Die Abteilung des militärischen Stabes unterhielt eine Liste möglicher Bezugsquellen, die im Falle einer Krise aktiviert und eine größere Zahl Pferde ad hoc zur Verfügung stellen konnte. Zu Beginn des Krieges konnten so direkt 6000 Pferde eingezogen werden, was jedoch viel zu wenig war, angesichts der Herausforderungen in Südafrika, wo viele Pferde verendeten, sofern sie die Reise dorthin überlebten, weil sie entweder nicht gut gepflegt wurden, zu wenig oder nicht das adäquate Futter erhielten,<sup>28</sup> den klimatischen Bedingungen nicht gewachsen waren sowie von den Buren als einfaches Ziel auserkoren bei gegnerischen Angriffen erschossen wurden (Swart 2010: 351). So ritten beispielsweise von 167 Victoria Mounted Riflemen, die 1899 in Südafrika angekommen waren, im November 1900 nur noch 15 das selbe Pferd (Wilcox 2002: 134). Es hatte also ein steter Austausch der Tiere stattgefunden und statistische betrachtet gestaltete sich die Lage der berittenen Truppen so, dass »[d]er durchschnittliche berittene imperiale Soldat in Südafrika im Laufe des Krieges sieben Mal auf ein neues Pferd umsteigen musste. Die allgemeine Abnutzungsrate während des Krieges betrug 25 % pro Monat, was bedeutete, dass jedes Pferd im Durchschnitt alle vier Monate ersetzt werden musste und von seinem Reiter so gut wie möglich gepflegt werden sollte.« (Swart 2010: 356) Drei bis vier Prozent der knapp über 350 000 Tiere, also ungefähr 13 000, waren bereits auf der Reise zum Kriegsschauplatz gestorben (Royal Commissions of Inquiry, Military Preparation for South African War, 1903, zit. in Swart 2010: 351; Spence 2000: 121; Wilcox 2002: 140).

28 Die Zusammensetzung der in Südafrika zur Verfügung stehenden Pferde sollte das Problem des adäquaten Futters noch verschlimmern, denn »multinationale Pferde unter britischem Kommando benötigten jeweils unterschiedliche Futtersorten. So gab es südafrikanische Pferde, die sowohl Hafer als auch Mais fraßen; neuseeländische Pferde, die Hafer fraßen, aber keinen Mais anrührten; und australische Pferde, die Mais fraßen, aber keinen Hafer.« (Swart 2010: 353)

Tatsächlich waren es weniger die Strapazen der Reise als die Ankunft in Südafrika, die vielen Tieren so zusetzte, dass sie schnell verendeten. Besonders schwer wog dahingehend das

»Fehlen einer Akklimatisierungsphase. In Ermangelung von Akklimatisierungsdepots kamen die Pferde handlungsunfähig an – dehydriert, unterernährt und mit stark geschwächtem Immunsystem – und anstatt die Wochen oder Monate zu haben, die sie zur Erholung brauchten, wurden sie fast sofort an die Front transportiert. Es gab nicht genügend Vorräte, was zu einer ständigen leichten Unterernährung führte.« (Swart 2010: 351)

Die Pferde, die die Seereise und die Akklimatisierungsphase überlebten, mussten dann mit Reiter, Verpflegung und Ausrüstung etwa einhundert Kilogramm an Last tragen, während die geringen Wasserrationen dafür sorgten, dass die Tiere den ganzen Tag ohne Wasser auskommen mussten. Das in Verbindung mit den langen Gewaltmärschen sorgte dafür, dass viele Pferde zu Skeletten abmagerten, deren Beine aufgrund des Klimas und der zu tragenden Lasten angeschwollen waren (Spence 2000: 122–124; Wilcox 2002: 132–133). Durch die stringente Belastung durch die Verfolgungsjagden der Buren, überschritten viele Reittiere einen gewissen Müdigkeits- bzw. Erschöpfungsgrad und sollten sich in der Folge nie mehr davon erholen (Spence 2000: 123).

Hinzu kam, dass die meisten Pferde nicht für den Krieg ausgebildet waren – die Ausbildung eines Kriegspferdes konnte bis zu fünf Jahre in Anspruch nehmen –, aber ebenso wie die Soldaten die Gefahr von einer Kugel getroffen zu werden teilten, was dazu führte, dass viele der Tiere ebenso nervös waren wie ihre Reiter (Spence 2000: 123; Wilcox 2002: 137). Gerade weil die Buren oftmals direkt auf die Pferde zielten, die aus der Distanz leichter zu treffen waren als die Reiter, zumal es keinen Unterschied machte, ob der Tod des humanen oder des animalen Kriegsteilnehmers den Gegner schwächte, fielen besonders viele Pferde feindlichen Kugeln zum Opfer. Doch konnten sie im Veld nicht nur von Kugeln, sondern sogar vom Blitz getroffen werden (Spence 2000: 121–122). Ebenso dramatisch stellte sich die Futtermittelversorgung für die Tiere dar, denn im Gelände waren meist kaum ausreichend Gras und Wasser für die Pferde vorhanden (Wilcox 2002: 131), so dass die reale Gefahr der Unter-



Abb. 3.3: Eine Gruppe von Männern der NSW Imperial Bushmen bereitet Futter für ihre Pferde vor, Australian War Memorial, AO4286.

fütterung bestand. Die europäischen unter ihnen mochten das dünne und bittere Gras, das im südafrikanischen Winter, also zwischen April und September wuchs, nicht und die Logistik der Briten, besonders mit Blick auf die Futtermittelversorgung der Tiere, stellte ein echtes Problem dar (Beckett 2000: 36; Spence 2000: 124–126).

Die Unterernährung machte die Pferde zusätzlich anfällig für Krankheiten wie die Blauzungkrankheit (Beckett 2000: 36; Spence 2000: 122; Wilcox 2002: 131). Die hohe Zahl der equinen Verluste erklärt sich daher u. a. auch durch die schlechte Versorgung der Tiere, wodurch Krankheiten, die ungebremst um sich greifen konnten, oftmals zu spät entdeckt wurden:

»Krankheiten waren weit verbreitet – insbesondere ansteckende Krankheiten –, da die Entkräftungslager und die Remount Depots[, in denen neu ankommende Pferde standen,] oft in derselben Einrichtung untergebracht waren. Im zweiten und dritten Kriegsjahr forderte die Pferdepest 5700 Verluste. Seltsame Krankheiten, wie eine mysteriöse »Zungenkrankheit« (wahrscheinlich eine vesikuläre Stomatitis), breiteten sich von den amerikanischen Importen auf einheimische Tiere aus, die kaum Widerstand dagegen hatten. Räude, eine hochgradig ansteckende Krankheit, befiel mehr Pferde als jede andere Krankheit. Während des Krieges gab es etwa 27 300 Fälle von Räude.

Allein im Jahr 1901 mussten 12 000 mit Rotz infizierte Tiere getötet werden.«  
(Swart 2010: 353)

Epidemien waren oft deshalb so gefährlich, weil nicht genügend geschultes Personal zur Pferdepflege zur Verfügung stand. Die Situation war seitens der Planer schlichtweg unterschätzt worden, so dass für die notwendige Zahl an Tieren einfach zu wenig Spezialisten vor Ort waren, um den Notwendigkeiten einer sachgemäßen Pflege der Pferde gerecht zu werden (Swart 2010: 355).

Ganz ähnlich wie bei der Ausbildung der eigenen Soldaten waren die Briten auch mit Blick auf die Versorgung der tierischen Kriegsteilnehmer überfordert, ja konnten noch nicht einmal den benötigten Nachschub an Pferden ohne Fremdkäufe decken, nachdem zunächst 87 000 Pferde in England und Irland erworben worden waren. Diese Pferde waren jedoch groß, schwerfällig und brauchten in der Regel mehr Futter als im Einsatz zur Verfügung stand (Swart 2010: 351). Das führte dazu, dass viele weitere Pferde erst importiert werden mussten und diese nach der langen Reise wiederum selten Zeit hatten, sich an das neue Umfeld anzupassen. Viele der Pferde wurden schlicht und einfach verschlissen und starben im wahrsten Sinne des Wortes wie die Fliegen (Wilcox 2002: 133). Nachdem die »heimischen« Bestände ausgebeutet waren, gingen die britischen Verantwortlichen des Remount Department daran, auch Tiere im Ausland zu kaufen. In den USA konnten robustere Pferde erworben werden, ebenso wie in Australien und Neuseeland. Selbst wenn viele Australier ihre robusten Tiere mitbrachten, reichten diese kaum aus, um über den gesamten Krieg die zunehmend berittenen Einheiten auszustatten. Diese Walers,

»benannt nach ihrer ostaustralischen Herkunft [waren] kräftige, aktive, grasgefütterte Pferde, die teilweise für den militärischen Einsatz gezüchtet wurden, bei einem Angriff fast so beeindruckend aussahen reguläre Kavallerie und oft noch beeindruckender als die Reittiere anderer Freiwilliger. Aber Ausdauer, nicht Kraft, und ein anspruchsloser Gaumen sowie ein kleiner Magen waren unerlässlich, wenn ein Pferd überleben und seinen Reiter auf langen, durstigen, hungrigen Märschen tragen sollte.« (Wilcox 2002: 134).

Zudem kam das Gros des Nachschubes an Pferden nicht aus Australien, sondern aus Nord- und Südamerika (v. a. Argentinien) und Österreich-Ungarn, wo die Händler versuchten, nachdem die britischen Reserven an Tieren erschöpft waren, einen üppigen Gewinn aus dem Kriegsgeschehen zu erwirtschaften.

Ursprungsland/-region	Anzahl
Südafrika	158 816
USA	109 878
Österreich-Ungarn	64 157
Südamerika	26 544
Großbritannien	56 984
Irland	30 016
Australien	23 028
Kanada	14 621
Neuseeland	8 000
Indien	5 611
Gesamt	497 655

Tabelle 1: Pferdenutzung bzw. -importe in/nach Südafrika während des Burenkrieges (1899–1902) (Swart 2010: 352).

Die erhöhte Nachfrage hatte sich schließlich auf den meisten globalen Pferdemarkten bemerkbar gemacht und so wurden auch auf den australischen Märkten Reittiere für 8 bis 15 Pfund erworben, obwohl diese qualitativ den britischen nachstanden, aber zumindest besser waren als die argentinische Konkurrenz (Wilcox 2000: 4; Wilcox 2002: 135–140). Mit zunehmender Dauer sank jedoch die Qualität des australischen Nachschubes ebenfalls. Qualität war allerdings nicht mehr wirklich entscheidend, zumal die meisten Tiere sowieso innerhalb des ersten Monats in Südafrika umkommen würden.

Insgesamt überlebten von den knapp 500 000 im Burenkrieg eingesetzten Pferden nur etwa 120 000, wobei keines der australischen und



Abb. 3.4: »Trauriger Abschied von einem treuen Begleiter«, Südafrika 1900, Australian War Memorial, Poo295.285.

nur 1 der 8000 neuseeländischen Tiere zurückgebracht wurde, da man keine Krankheiten einführen wollte (Swart 2010: 363). Auch wenn also drei Prozent der australischen Pferde überlebten, mussten sie den Rest ihres Lebens in Südafrika verbringen, ebenso wie viele andere der während des Krieges aus den verschiedenen Ländern importierten Tiere (Spence 2000: 121; Wilcox 2002: 141). Dort stellten sie quasi eine lebende Erinnerung an die globale Dimension des Krieges dar und »[s]o fanden die Pferde, die an die Felder Englands und Irlands, die Steppen Mitteleuropas sowie die Pampas und Ebenen Amerikas gewöhnt waren, auf dem Plateau und im *Highveld* Südafrikas eine neue Heimat und neue Herden.« (Swart 2010: 363) Darüber sollte jedoch zunächst keine größere Diskussion in der Öffentlichkeit stattfinden, es ging vielmehr um die taktischen Lehren, die die weltweiten Militärstrategen aus dem Krieg ziehen konnten. Es war offensichtlich, dass die Sicherung der Nachschublinien in diesem Kriegsraum von elementarer Bedeutung gewesen sind, so dass vor allem eine Diskussion über die Beherrschung von Raum im sogenannten »kleinen Krieg« einsetzte (Potempa 2011: 461–462). Das blieb nicht die einzige Debatte, die während und nach dem Burenkrieg geführt wurde.

Die Auseinandersetzung mit den Buren fiel mit einer internen Debatte britischer Militärs über die Zukunft der Kavallerie zusammen, die sich in erster Linie um die Bewaffnung der Einheiten drehte (Bou 2000: 99). Während die Traditionalisten die *arme blanche*, also den Säbel favorisierten und beizubehalten gedachten, befürworteten die Reformer das Gewehr und wollten die Hiebwaffe lediglich als Sekundärbewaffnung im Einsatz sehen. Die Diskussion per se war aufgrund der Einführung von Magazingewehren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen worden und der zunehmende Einsatz von Artillerie und Maschinengewehren machte es fraglich, ob die Kavallerie überhaupt weiterhin traditionell, also in Form von Kavallerieschlachten agieren konnte (Bou 2000: 99–100). Im Zuge des Amerikanischen Bürgerkrieges (1861–1865) war ersichtlich, dass der Trend wohl eher in Richtung der berittenen Infanterie zu gehen schien. Die Kavalleristen selbst hielten vehement an ihrem Glauben fest, dass in Zukunft Gefechte ganz klassisch von, mit dem Säbel bewaffneter, Kavallerie geführt würden. Dabei war im kolonialen Umfeld schon in den vorherigen Auseinandersetzungen, z. B. dem Zulu-Krieg 1870 oder dem Ägyptischen Krieg 1882 auf berittene Infanterie umgestellt worden (Bou 2000: 102).

Durch die Bewaffnung mit dem Gewehr erhielt der Reiter zudem eine strategische Präsenz, die vor allem durch eine größere Reichweite, die der Säbel allein nicht garantieren konnte, gewährleistet wurde. Hinzu kommt, dass die Ausbildung berittener Infanterie einfacher war, was durch den Erfolg der unorthodox agierenden Burenverbände noch bekräftigt wurde (Bou 2000: 105). Gegen die mobilen Buren war eine nicht berittene Infanterie zudem beinahe hilflos, ein Tatbestand, den die britischen Befehlshaber zu spät erkannten. Zudem kam die klassische Kavallerie nur selten in die Reichweite des Gegners, war also nutzlos und bot ein günstiges Ziel für die Schützen und die Artillerie der Buren. Die hitzige Debatte über die Zukunft dieses Truppenbestandteils wurde zwischen Traditionalisten und Reformen noch über ein Jahrzehnt geführt und man kam bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu keinem eindeutigen Ergebnis (Bou 2000: 110–112). Pferde im Burenkrieg bildeten keinen Teil der klassischen Kavallerieschlacht, sie waren vielmehr ein logistisches Moment, das es der Infanterie in berittener Form ermöglichte, zur Schlacht selbst zu gelangen (Beckett 2000: 38–39; Wilcox 2002: 339). Es wurden zwar in der

Folge vereinzelte Reformen umgesetzt, im Großen und Ganzen hielten die Traditionalisten der Militärstrategie am Einsatz der Kavallerie fest und sollten bis zum Ausbruch des Großen Krieges die Oberhand behalten. Die generelle Art der Kriegsführung änderte sich folglich nur wenig, und das, obwohl auch im folgenden großen Konflikt von globaler Tragweite, dem Russisch-Japanischen Krieg, die Kavallerie kaum eine Rolle spielte (Beckett 2000: 39–44; Bou 2000: 114).

Wesentlich mehr Bedeutung hatte der Burenkrieg für die Etablierung und spätere Erinnerung einer besonderen Mensch-Tier-Beziehung, nämlich der zwischen den Reitern und ihren Tieren, wobei letztere zumindest vereinzelt schon in den Jahren nach dem Krieg für ihre besondere Leistung eine gewisse Würdigung erfuhren. Besonders die mit dem Burenkrieg in Zusammenhang stehenden militärischen Memoiren sollten dabei helfen, »die Idee zu verbreiten, das Pferd als Individuum mit eigener Persönlichkeit und Handlungsfähigkeit zu sehen und darüber zu sprechen.« (Swart 2010: 357) Die intime Beziehung zwischen Pferd und Reiter wurde von vielen Kriegsteilnehmern später besonders betont und hervorgehoben, insbesondere bei australischen Soldaten, für deren Selbstbild des »reitenden Kriegers« die Erfahrung in Südafrika durchaus einen identitätsstiftenden Charakter besaß. Der Burenkrieg war darüber hinaus einer der ersten Kriege, nach dem sich in der Erinnerungskultur nicht nur die bekannten Militärbefehlshaber etablieren konnten und zu Subjekten eines kollektiven Gedächtnisses wurden. Nun wurden auch den einfachen Männern, den gemeinen Soldaten, sowie ihren Tieren, allem voran ihren Pferden gedacht und das auf beiden Seiten. Der Buren-Dichter Andries Gerhardus Visser (1879–1929) widmete seinem Pferd sogar ein Gedicht:

»Ek was 'n penkop en hy was 'n jong perd,  
 Met De la Rey het ons storm geja;  
 Onder 'n bui van kartetse het Voorslag  
 My en my maat van die slagveld gedra.  
 I was a youngster and he a young horse,  
 When with De la Rey the two of us charged;  
 Under a rain of bullets Voorslag  
 Carried me and my comrade from the battlefield.  
 Gee my 'n ryperd, 'n roer en 'n wildsbok,

En ek beny nie die rykste sy geld;  
 Vryer en blyer as Vors op die troon is  
 Voorslag en ek op die eind'lose veld.  
 Give me my mount, a musket, a buck,  
 And I won't envy the richest his gold;  
 A King on his throne is neither as happy nor free  
 As Voorslag and me in the endless veld.  
 Aangeland in die Hiernamaalse Velde  
 Sou 'k van die Aare net een ding begeer:  
 Gee my die beste, die trouste van Vrinde,  
 Voorslag, my ryperd, gee hom vir my weer.  
 Arriving in the land of the Great Beyond  
 I have but one earthly desire:  
 Give me the best, most loyal of friends,  
 Voorslag, my mount, give him back to me.« (Swart 2010: 358–359)

Zwar sollte die Erinnerungskultur noch nicht überall ein Auge auf die Pferde legen, die in diesem Krieg zu Hunderttausenden gestorben waren, aber nach der durchaus einschneidenden Erfahrung des Burenkrieges gab es zumindest mancherorts Ambitionen, nicht nur den einfachen Soldaten, sondern gleichfalls ihren Tieren zu gedenken. In Port Elizabeth (heute Gqeberha) wurde schon während des Krieges von einem pro-britischen Frauen-Komitee damit begonnen, Gelder zu sammeln. Nach dem Krieg sollte das Geld schließlich für ein Denkmal genutzt werden, das an die gefallenen Pferde erinnern würde. Zwar regte sich einiger Widerstand gegen ein solches Vorhaben, insbesondere, da es manche Bewohnerinnen und Bewohner als unreligiös betrachteten, eine Tierstatue zu errichten, vor allem in einer Zeit, die eher von der wirtschaftlichen Not vieler Menschen bestimmt war. Dessen ungeachtet wurde die drei Tonnen schwere Bronze eines Pferdes schließlich in England von Joseph Whitehead gegossen, allerdings wurde sie zusammen mit einer anderen Bronzefigur eines britischen Soldaten, die ebenfalls eine Tonne wog, zusammen aufgestellt. International erregte der Vorgang zumindest etwas Interesse, da dieses Pferde-Denkmal in Südafrika als Postkartenmotiv relativ populär war und für hohe Absatzzahlen solcher Karten sorgte (Swart 2010: 362). Im britischen Surrey wurde ebenfalls ein Denkmal für die 400 000 getöteten

und verwundeten Pferde in Form eines Brunnens errichtet. Darüber hinaus sind einige Statuen von Buren und ihren Pferden einige Jahrzehnte nach dem Krieg in Südafrika errichtet worden, wobei diese heute aber im Kriegsmuseum von Bloemfontein aufbewahrt werden. Ungeachtet der relativ kleinen Zahl von Denkmälern, die sich im direkten Nachgang des Krieges den Pferden widmeten, wird ersichtlich dass deren Einsatz im Bewusstsein derer, die den Burenkrieg selbst miterlebten, nicht völlig vergessen wurde. Zu eng war für viele die Beziehung zu ihren Tieren geworden, zu offensichtlich deren Einsatz und die zahlreichen toten Pferde, die schlussendlich den Weg für den Erfolg des Britischen Empire in Südafrika geebnet hatten.

## 4 Der Einsatz von Kamelen im Ersten Weltkrieg

### *To My Camel*

You're an ugly smellful creature:  
You're a blot upon the plain:  
I have seen Mohamed beat you,  
And it gave me little pain.  
You're spiteful and you're lazy,  
You'd send a white man crazy,  
But I reckon you're a daisy  
When the Turks come out again.

Your head is most unsightly,  
And so is your humpy back;  
I hear you roaring nightly,  
When you're loading for the track.  
You're bow-legged and you're bandy,  
But in this desert sandy  
It's as well to have you handy:  
You're a might usefull hack.

You shake me something cruel  
When you try to do a trot;  
I've got to take my gruel,  
But you make it very hot:  
I've somehow got a notion  
That your humpty-dumpty motion  
Is worse than the ocean,  
It's a nasty way you've got.

It's a sun-scorched land, the East is,  
 So we need you when we trek:  
 My old prad a better beast is,  
 Bet he'd soon become a wreck:  
 You thirst a week unblinking,  
 And when I see you drinking,  
 You always set me thinking:  
 Lord, I wish I had your neck. (Hogue 1919: vii).

In seinem Gedicht »An mein Kamel« beschreibt Oliver Hogue, ein Soldat des Britischen Imperial Camel Corps (ICC), seine Erfahrungen mit den Tieren, die während seines Einsatzes während des Ersten Weltkrieges im Mittleren Osten zu einem wesentlichen Bestandteil seines Alltags geworden waren. Aufgrund einer geostrategischen Notwendigkeit waren Kamele plötzlich als Last- und Transporttiere, aber auch als Reittiere berittener Infanteristen von Bedeutung und traten das Leben vieler Soldaten, die eigentlich dachten, sie würden ihre Zeit in Diensten der Armee des britischen Empire auf dem Rücken eines Pferdes verbringen. In Wahrheit zeigte sich, dass diese Annahme ein Trugschluss gewesen war, denn der Einsatz in der Wüste des Sinai-Gebietes verlangte den Männern nicht nur das Ertragen der täglichen Hitze und des Durstes ab, sondern bedurfte neuer Fähigkeiten im Umgang mit Kamelen, welche aufgrund der geografischen Gegebenheiten Pferde als Reittiere ersetzen mussten. Die sogenannten »Kamelritter« (*Cameliers*) wurden jedoch bald zu einer eingeschworenen Gemeinschaft, die sich durch die geteilte Expertise und ihre gemeinsamen Erfahrungen mit den »orientalischen« Reittieren identifizierten. C. S. Wade schreibt im Vorwort zu Hogues Buch über die *Cameliers*, dass das Buch »ein bewegendes Bild der schwierigen Bedingungen des Feldzugs in diesem historischen Land, in Ägypten und der Wüste Sinai, von der Ungleichheit hinsichtlich der Truppenstärke und Ausrüstung in den Anfangstagen, der schrittweisen Aufstellung einer großartigen mobilen Streitmacht, der ehrenhaft ertragenen Strapazen, des täglich gezeigten Mutes und Heldentums zeichnet« (Hogue 1919: x–xi). Ungeachtet der Darstellung des heldenhaften Einsatzes der Kamelreiter des britischen Empire ist die Geschichte des Imperial Camel Corps weitestgehend in Vergessenheit geraten und hat auch das Interesse von Historike-



Abb. 4.1: Ein australischer Offizier des Imperial Camel Corps auf einem Kamel in der Wüste, Australian War Memorial, B01479.

rinnen und Historikern eher selten auf sich gezogen (Inchbald 1970; Langley & Langley 1976; Jacob 2025).

Nachdem die Truppen des Britischen Empire nach der Landung und einem erfolglosen Versuch, dort Raum zu gewinnen, von der Gallipoli Halbinsel evakuiert worden waren (Jacob 2020), wurden große Teile der Mediterranean Expeditionary Force wieder nach Ägypten verlagert, wo sie in Tel el Kebir stationiert und im Egyptian Expeditionary Force reorganisiert wurden. Zunächst sollten die Soldaten dort darauf warten, an die Westfront geschickt zu werden. Insbesondere nach der gescheiterten Gallipoli-Operation wollte sich die militärische Führung wieder auf den wesentlichen Kriegsschauplatz konzentrieren. Gleichzeitig konnten die australischen Light Horse Regimenter wieder mit ihren Reitern vereinigt werden und sich auf Wüstenoperationen vorbereiten. Gleichzeitig wurde jedoch damit begonnen, Freiwillige zur Aufstellung einer australischen Kameleinheit zu werben. Es fanden sich ausreichend Rekruten und schließlich wurden einige Bataillone aufgestellt, die das Imperial Camel Corps (weiterhin ICC) formten, das den Wüstenkrieg

gegen die osmanischen Kräfte im Mittleren Osten fortsetzen sollte. In nur vier Wochen wurden die meisten Rekruten mit ihren neuen Reittieren vertraut gemacht, obwohl eigentlich mehrere Monate für eine solche Ausbildung benötigt worden wären, aber da die Aufstellung der Einheit unter einem gewissen Zeitdruck erfolgte, konnten viele Dinge weniger ausführlich als möglicherweise nötig erlernt werden. Besonders die australischen Rekruten konnten aber zumindest auf eine gewisse Erfahrung im Umgang mit verschiedenen Tieren zurückgreifen, allerdings dürfte das nur auf etwa ein Drittel der Männer zugefallen haben (Barrett 2019: 119).

Das ICC wurde schließlich zunächst gegen Aufstände der pro-osmanischen Senussi Rebellen und zum Schutz vor Überfällen durch Beduinen eingesetzt, sollte sich bald darauf jedoch gleichfalls an den Operationen gegen die osmanisch-deutschen Truppen im Sinai und in Palestina beteiligen. Der Vorteil des ICC bestand vor allem in dieser Region darin, dass mehrtägige Wüstenpatrouillen mit Kamelen ermöglicht wurden, denn »[w]o Zug, Auto und Pferd nicht hinkamen, konnte das Kamel [eingesetzt werden].« (Barrett 2019: 120) Es mag diskutiert werden, wie wichtig der strategische Vorteil des ICC eigentlich gewesen ist und inwieweit dessen Einsatz den Kriegsverlauf im Großen wirklich beeinflusst hat, aber James Barrett (2019: 120) geht davon aus, dass »[o]hne die Fähigkeit der Kamele, weite Flankenmanöver durch die Wüste durchzuführen und so Verstärkung und Nachschub abzuschneiden, wäre die Dauer des Konflikts und möglicherweise auch der Ausgang des Krieges in Palästina anders verlaufen.« Schon vor dem Ersten Weltkrieg spielte der Einsatz von Kamelen im britischen Heer keine unbedeutende Rolle, gab es doch bereits vor Kriegsbeginn Überlegungen und ein Trainingshandbuch, das den Umgang mit Kamelen beschrieb, wobei diese jedoch in erster Linie als Transporttiere, die beim Transport von kriegswichtigem Material und der Versorgung der Truppen mit Nachschub unterstützten, zum Einsatz kommen sollten.<sup>29</sup>

Wie in den vorherigen Kapiteln ausführlich dargestellt, hatte die britische Militärführung in den Kriegen der vergangenen Jahrzehnte

---

29 Vgl. dazu: British Army Doctrine (1913). *Camel Corps Training: Provisional*. London: HMSO.

gelernt, dass die geografische Lage und Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes entscheidend dafür war, wie ein Krieg geführt werden konnte und hatte dahingehend auch die Möglichkeit gehabt, Erfahrungen im Einsatz von Tieren als Teil der Kriegs- und Versorgungsstrategie der eigenen Truppen zu sammeln. Es überrascht daher nicht, dass die sich in Nordafrika und im Mittleren Osten bietenden Bedingungen während des Ersten Weltkrieges dazu Anlass gaben, sich erneut mit dem möglichen Einsatz von Tieren zu befassen. Ungeachtet dessen, dürfte das Kamel vielen Soldaten zunächst wie ein entfernt bekanntes, aber doch exotisches Tier erschienen sein, da dessen Anwesenheit im Alltag dieser Zeit und jenseits des Kriegskontextes in der MENA-Region durchaus einen surrealen Charakter angenommen haben dürfte (Vgl. Ravindranathan 2020: 3–4). Tatsächlich mag die plötzlich hautnahe Auseinandersetzung mit einem Kamel für die Soldaten des ICC eine Erfahrung gewesen sein, die mit durchaus gemischten Gefühlen einherging, zumal der Prozess der Expertisengewinnung im Umgang mit den neuen Reittieren nicht immer ein einfacher gewesen war und von beiden Seiten eine gewisse Überwindung gefordert hatte.

Dem Autodesigner Sir Alec Issigonis (1900–1988) wird folgendes Zitat zugeschrieben: »Ein Kamel ist ein Pferd das von einem Komitee entworfen wurde.« (Zit. n. Irwin 2010: 11) Selbst wenn der Designer mit dieser Aussage vermutlich auf die ästhetischen Schwächen des Kamels hinzuweisen versuchte, weist Robert Irwin darauf hin, dass »[d]iese Komiteemitglieder wirklich brillante Designer gewesen sein müssen, denn es wird geschätzt, dass 14 Prozent der Erdoberfläche aus Wüste besteht und das Kamel perfekt an diese Umgebung angepasst ist. Ein Pferd würde in einer solchen Umgebung, in der das Kamel gedeiht, schnell umkommen.« (Irwin 2010: 11) Letztlich war es genau diese Tatsache, die zur Gründung des ICC führte, denn das Britische Empire musste in einer Umgebung operieren, in der Pferde weniger Vorteile boten als Kamele, die als Reit- und Lasttiere besser an die geografisch-klimatischen Notwendigkeiten des Operationsgebietes angepasst waren. Dabei folgten die Tiere ihren Führern jedoch nicht immer freiwillig. In seinem Buch über die Sahara bemerkte Georg Gerster dahingehend über die Kamele das Folgende: »Man muss nur dabei sein, wenn eine Kamelpatrouille ihren Dienst beendet. Kein Reiter hat sein Reittier je einer solchen Flut von

Beschimpfungen ausgesetzt. Die Flüche, die im Laufe der Jahrhunderte durch die Sturheit des Kamels, seinen kultivierten Blick und sein schmolzendes, gelbzahntiges Maul, aus dem täglich etwa ein Zentner Speichel quillt, hervorgerufen wurden, müssen so zahllos sein wie die Sandkörner auf den großen Dünen des Erg.« (Gerster 1960: 3) Gerade diese negativen Ansichten über Kamele haben sich lange Zeit gehalten und dürften auch in den ersten Wochen des Aufeinandertreffens die Sicht der Soldaten des Britischen Empire bestimmt haben, allerdings sollten diese ebenfalls bald die Vorzüge der Tiere erkennen, auf die bereits der ägyptische Sahara-Erkunder und Geograph Ahmed Hassanein Bey (1889–1946) hingewiesen hatte: »Das Kamel ist genauso schlau wie ein Pferd, wenn nicht sogar klüger, und in mancher Hinsicht ist es auch menschlicher.« (Hassanein Bey 1925: 131)

Ungeachtet ihres Erscheinungsbildes (vgl. dazu Irwin 2010: 11–35), das zwar auf so manchen neuen Kamelreiter befremdlich gewirkt haben dürfte, waren die Kamele jedoch sehr gut an ihre Umgebung angepasst. Besonders in der Werbung für die gleichnamigen Zigaretten wurde das Tier dadurch zu einem Symbol für den »Orient« als auch für eine gewisse Durchhaltefähigkeit.<sup>30</sup> Insbesondere letztere brachte Kamele immer wieder ins Gespräch, vor allem wenn darüber debattiert wurde, militärisch in schwer zugänglichen und klimatisch herausfordernden Gegenden zu agieren, z. B. in Afghanistan (Chandler 2016). Mit eben einem solchen Prozess waren die Männer des neuen ICC konfrontiert worden und mussten lernen, wie mit Kamelen umzugehen war, selbst wenn das bedeutete, existierende Vorurteile abzulegen und sich eingehender mit den Vorteilen dieser Reit- und Transporttiere auseinanderzusetzen.

## 4.1 Das Imperial Camel Corps

Die britische Armee hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg die Möglichkeit, Erfahrungen mit der Nutzung von Kamelen als Reit- und Transporttier zu sammeln, etwa während der Rettungsaktion für General Gordon

30 Vgl. beispielhaft die Werbeanzeige in: *Amarillo Daily News*, 3. Mai 1916: 3.

im Sudan (Gordon Relief Expedition, 1884/85).<sup>31</sup> Während der Expedition wurden u. a. 9 000 Mann Soldaten und 40 000 Tonnen Steine und Munition den Nil herauf geschafft. Neben Booten kamen zum Transport schließlich auch zahlreiche Kamele und Pferde zum Einsatz, wobei sich erstere besonders beim Marsch einer Wüstenkolonne durch die sudanesischen Bayuda Wüste als vorteilhaft erwiesen (Spiers 2004: 112). Zwar gelang es den Truppen nicht, rechtzeitig nach Khartum zu gelangen und Gordons Truppen im Kampf gegen den Mahdi-Aufstand zu unterstützen, so dass die Hauptstadt fiel und der britische General getötet wurde, die Erfahrungen die die Soldaten während der Wüstenoperationen gemacht hatten, blieben jedoch auch in Zukunft wichtig (Preston 1967).

Die zumeist Freiwilligen des ad hoc aufgestellten Kamelkorps wurden in verschiedene Kategorien, z. B. leichte und schwere Kavallerie bzw. berittene Infanterie eingeteilt und stellten in der gegebenen Situation die aussichtsreichste Möglichkeit dar, Khartum noch rechtzeitig zu erreichen. Die meisten der Männer hatten bis zu diesem Zeitpunkt allerdings keinerlei Erfahrung mit Kamelen, so dass zunächst einige Basisformationen und das schnelle Absteigen von den Tieren geübt werden musste, schließlich sollte die berittene Infanterie effizient eingesetzt werden können. Darüber hinaus wurde geübt, mit Hilfe der Tiere ein Biwak zu errichten, das den Soldaten zumindest etwas Schutz in dieser menschenfeindlichen Umgebung gewähren würde. Im Zuge der Expedition wurde den Soldaten aber ebenfalls bewusst, dass viele Geschichten über die Zähigkeit und Durchhaltefähigkeit der Tiere übertrieben waren, brauchten sie doch mehr Pflege und Aufmerksamkeit als zunächst angenommen.<sup>32</sup> Hinzu kam, dass die Soldaten, lange Zeit keine Schlacht erreichten, sondern lange Zeit den Strapazen der Wüste ausgesetzt waren und die unzähligen Stunden des Reitens auf den sogenannten »Wüstenschiffen« waren nicht gerade dienlich, die Stimmung zu heben, insbesondere da sich viele Soldaten erst an diese Art des Transports und die damit einhergehenden körperlichen Anforderungen gewöhnen mussten (Spiers 2004: 116).

---

31 Die Operation wird zudem als Nilexpedition bezeichnet. Vgl. ausführlich zur Expedition: Symons (1965).

32 Vgl. dazu: The Khartoum Expedition, in: *Army and Navy Gazette*, 20. Dezember 1884: 949 sowie Gleichen (1888).

Obwohl sich der Einsatz von Kamelen als lohnenswert erwies, war die militärische Führung nur unzureichend auf diese Möglichkeit eingestellt. So heißt es im offiziellen Tagebuch der Nilexpedition in einem Eintrag am 10. September 1884, dass »ein großer Mangel an Kamelausrüstung besteht. 500 Packsättel und 150 Reitsättel wurden hergestellt, und das Kai-roer Arsenal produziert weitere, aber nicht schnell. Die Ausrüstung für nur eine Unterabteilung der Kamelbatterie ist fertig, und es wird geschätzt, dass die Fertigstellung des Restes fünf Wochen dauern wird, aber es ist zu hoffen, dass diese Schätzung zu hoch ist.«<sup>33</sup> Es fehlte auch an Geschirren zum Ziehen der Tiere, von denen 1000 Stück erst am 15. September bestellt wurden.<sup>34</sup> Allerdings mangelte es bei der Truppe nicht nur an Ausrüstungsgegenständen, sondern gleichfalls an Kamelen selbst, die nun in möglichst großer Zahl aus verschiedenen Quellen, vor allem in Ägypten beschafft werden mussten.<sup>35</sup> Ungeachtet der Anstrengungen stellte sich die Akquise von Kamelen jedoch zunächst als schwierig dar, wie ein weiterer Eintrag vom 18. September 1884 belegt: »Der Transportdirektor, Colonel Furse, hatte ein Gespräch mit dem Innenminister, um darauf zu drängen, dass die Zivilbehörden [in Ägypten] gebeten werden, Reit- und Gepäckkamele einzuziehen. Er versprach, zu kooperieren. ... Sir E. Wood<sup>36</sup> wurde informiert, dass von den benötigten 1200 Gepäckkamelen bisher nur 200 als gekauft gemeldet wurden und nur 329 von 1700 Reitkamelen.«<sup>37</sup> Im Ersten Weltkrieg sollten Kamele schließlich erneut eine wichtige Rolle für Einsätze des britischen Heeres im Mittleren Osten haben, allerdings hatten sich die Erfahrungen der 1880er Jahre nicht in dauerhaften Maßnahmen zur Etablierung von Kamelregimentern niedergeschlagen. So galt es vor allem in Vorbereitung der Sinai-Kampagne erneut, Kamelreiter auszubilden und ein neues Kamelkorps aufzustellen.

---

33 Reports on the Nile Expedition, 1884–1885, War Office: Field Marshal Viscount Garnet Joseph Wolseley, Adjutant General of Army Papers, The National Archives (UK), WO 147/39, Eintrag vom 10. September 1884.

34 Ebd., Eintrag vom 15. September 1884: 2.

35 Ebd.

36 Generalmajor Sir Elliott Wood (1844–1931).

37 Reports on the Nile Expedition, 1884–1885, War Office: Field Marshal Viscount Garnet Joseph Wolseley, Adjutant General of Army Papers, The National Archives (UK), WO 147/39, Eintrag vom 18. September 1884: 3.

Nachdem die Versuche der Britischen Marine, die Dardanellen zu durchqueren, und des Mediterranean Expeditionary Force, die Gallipoli-Halbinsel einzunehmen, um das Ausscheiden des Osmanischen Reiches aus dem Krieg zu erzwingen, gescheitert waren, wurde im März 1916 unter der Führung von General Archibald Murray (1860–1945) die Egyptian Expeditionary Force (EEF) aufgestellt. Diese bestand vor allem aus britischen und indischen Truppenkontingenten sowie Einheiten des Australian and New Zealand Army Corps (ANZAC), die sich nach dem Abzug von der Gallipoli-Halbinsel wieder in Ägypten gesammelt hatten (Tab. 1). Anfang 1916 wurde zur Vorbereitung der anstehenden Operationen im Sinai-Gebiet ein australisches Kamelkorps aufgestellt, dessen vier Kompanien in erster Linie aus australischen Infanteristen bestand, die zuvor Teil der Gallipoli-Landungstruppen gewesen waren. Weil die Bedeutung einer solchen Einheit für die anstehenden militärischen Operationen und logistischen Aufgaben schnell erkannt wurde, beschloss die militärische Führung bald im Anschluss daran, das neue Kamelkorps aufzustocken (Gullet/Barrett 1919: 126).

	Offiziere	Andere Ränge	Einheimische (nicht Teil der militärischen Truppe)	Gesamt
Britische Truppen	9 624	166 584		176 208
Australische Truppen	763	16 017		16 780
Neuseeländische Truppen	177	4 367		4 544
Südafrikanische Truppen	82	1 173		1 255

	Offiziere	Andere Ränge	Einheimische (nicht Teil der militärischen Truppe)	Gesamt
Indisches Kontingent (Britisch)	1 688	2 567		4 255
Indisches Kontingent (Indisch)	2 026	91 449		93 475
Ägyptische und indigene Truppen	217	9 233		9 450
Arbeitseinheiten etc.			152 279	152 279
Total	14 577	291 390	152 279	458 246

Tabelle 1: Geschätzte Stärke des EEF.<sup>38</sup>

Aus der ursprünglich australischen Einheit wurde somit das Imperial Camel Corps, bei dem ein Bataillon aus englischen und schottischen Truppen bestand, eines aus Australiern sowie ein drittes aus Australiern und Neuseeländern (Gullet/Barrett 1919: 126–128). Selbst wenn die militärische Bedeutung einer solchen Einheit erkannt worden war, nahm die Zahl der Soldaten und Kamele nur langsam zu, ganz im Gegensatz zu den im Einsatz befindlichen Transportkamelen, die logistisch eine wichtige Rolle bei der Versorgung der Truppe in den folgenden militärischen Operationen im Mittleren Osten spielten (Tab. 2).

38 The War Office, Statistical Abstract of Information Regarding the Armies at Home and Abroad, (London, 1920), Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, The National Archives (UK), WO 394/20: 62.

Datum	CTC	ICC
1916		
31. März	10 423	16
30. Juni	11 016	40
30. September	15 077	56
31. Dezember	19 029	112
1917		
31. März	20 739	170
30. Juni	19 886	170
30. September	21 109	168
31. Dezember	24 944	275
1918		
31. März	23 872	219
30. Juni	23 667	56

Tabelle 2: Zahl der eingesetzten Transport- (Camel Transport Corps, CTC) und Reitkamele (ICC), 1916–1918.<sup>39</sup>

Ungeachtet der Teilnahme und nicht unbedeutenden Rolle des ICC, insbesondere 1917 im Sinai-Gebiet (Reid 1934; Newell 1991; Woodfin 2012), etwa bei den Schlachten um Maghdaba, Rafah und Gaza<sup>40</sup>, in welchen sich das Kamelkorps »besonders auszeichnete« (Gullet/Barrett 1919: 128), blieb die Geschichte dieser berittenen Einheit weitestgehend ungewürdigt und die Zahl wissenschaftlicher Arbeiten, die sich mit dem

39 Affairs of Egypt and Sudan: Further Correspondence, Part LXXX, Confidential Print: Middle East, 1839–1969, Foreign Office, The National Archive (UK), FO 407/183: 208.

40 Vgl. British Forces Push Turks Back on Sinai Peninsula despite Violent Air Attacks, in: *Bridgeport Evening Farmer*, 23. August 1917: 12. In den drei Schlachten um Gaza erlitt das ICC etwa 75 % Verluste, war jedoch danach auch unter dem Oberbefehl von General Edmund Allenby (1861–1936) an den Kämpfen um Jerusalem beteiligt (Gullet/Barrett 1919: 128).

ICC befassen, ist »überschaubar« (Grant 2009; Jacob 2025; Langley/Langley 1976). Für die Soldaten des ICC selbst, für die die Erlebnisse während ihrer Zeit auf der Gallipoli-Halbinsel bereits einen bedeutenden »Erfahrungsraum« geschaffen hatten (Jacob 2019; Koselleck 2010) bedeutete der Umgang mit Kamelen in einem deutlich anders gelagerten Krieg, der im Gegensatz zu Gallipoli auf Bewegung basierte und nicht als Grabenkrieg geführt wurde, erneut eine Umstellung. Allerdings mussten sich die Soldaten im Umgang mit ihren neuen Reittieren nun erst einen neuen »Erfahrungsraum« schaffen. Viele von ihnen hatten sich ursprünglich als berittene Infanterie zu Pferd für den Krieg gemeldet, nun hieß es jedoch auf Kamelen zu reiten, um an einem Krieg in der Wüstenregion Sinai teilnehmen zu können. Eine anders gelagerte Mensch-Tier-Beziehung entstand, an die sich die Soldaten erst gewöhnen mussten. Im ersten Moment waren viele nämlich wenig begeistert, vom Pferd auf ein Kamel umzusteigen.

In einer Beschreibung des zukünftigen Kampfgebietes in Palästina und Syrien, die sich in einem zeitgenössischen Militärhandbuch findet, heißt es über die Gegend selbst: »In Palästina gibt es wie in allen Teilen Syriens ein erstaunliches Kaleidoskop an Rassen und Glaubensrichtungen. Palästina selbst [...] bildet [...] ein unabhängiges Gouvernement, das sich vom Rest Syriens unterscheidet und zumindest nominell direkt Konstantinopel untersteht. [...] Die Türken sind wie anderswo in Syrien und Arabien Fremdherrscher, die eine dem Volk unbekannt Sprache sprechen und die Landessprache nicht verstehen können.«<sup>41</sup> Niemand in Palästina möge die osmanischen Fremdherrscher, weshalb zumindest seitens der lokalen Bevölkerung nicht mit Widerstand gegen einen britischen Vorstoß zu rechnen sei. Interessanterweise befasst sich das militärische Handbuch allerdings nicht nur mit der politischen Lage, sondern behandelt gleichzeitig relativ umfassend die Frage, wer in dieser Region Kamele besitzt und damit als mögliche Bezugsquelle während einer militärischen Operation dienen könnte, um den Nachschub an Tieren im Falle einer Operation vor

---

41 G. S. (I.), E. E. F., Cairo and Arab Bureau (Hrsg.): *Military Handbook on Palestine*, third provisional edition (Cairo: Government Press, 1917), Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, The National Archives (UK), WO 158/986: 14.

Ort so direkt wie möglich und ohne große Umwege oder Verzögerungen zu sichern. Dazu heißt es im Handbuch ausführlich wie folgt:

»Kamele sind im Allgemeinen im Besitz der Beduinen, die bisher einen großen Teil ihrer Tiere zurückgehalten haben. Die Zahl der von den Fellachen in Palästina erhältlichen Tiere ist nicht groß, und die meisten Beduinenstämme jenseits des Jordan haben keinen großen Überschuss an Tieren. Die Sherarat östlich von Maan, die große Viehzüchter sind, sind weit entfernt, und die Stämme, an die sich ein Invasor in Südpalästina am besten zuerst wenden sollte, um gute Kamele zu erhalten, sind die Thullam (Häuptling: Salim Abu Irgeia), ein kleiner Stamm mit gut 2 000 Kamelen, der zwischen Gaza und dem Toten Meer umherzieht, und die Saidiin, ein Unterstamm der Howeitat von Midian, und das Land Akaba-Wejh, dessen Gebiet das Land zwischen Maan und Akaba ist. Wenn diese Menschen freundlich sind, könnten sie Beziehungen zwischen einem Invasoren, der Kamele benötigt, und dem Hauptstamm der Howeitat aufbauen, der große Mengen besitzt und züchtet. Der Chef der Saidiin ist Hussein Ibn Humeita.«<sup>42</sup>

Die Verfügbarkeit und damit die Möglichkeit der Beschaffung von Kamelen war für die Kriegführung des Britischen Empire im Mittleren Osten folglich von einiger Bedeutung und das nicht nur aus Sicht des ICC, sondern besonders auch für die Funktionalität des CTC, das für den Transport von Nachschub noch wesentlich wichtiger war. Im Falle des letzteren stellte jedoch auch die Rekrutierung von ägyptischen Arbeitskräften ein Problem dar, dass innerhalb der Führung der Egyptian Expeditionary Force diskutiert werden musste.

General Archibald Murray hatte im Mai 1917 darauf hingewiesen, dass die Anstellung von Personal für das CTC, die lediglich für einen Zeitraum von sechs Monaten erfolgte, dazu führte, dass monatlich jeweils 5 000 Mann ziviles Personal rekrutiert werden mussten.<sup>43</sup> Hinzu kam, dass das zivile Personal des CTC ca. 20 000 Mann zählte, die für einen

42 Ebd., 22–23. Als »Fellachen« wurden die Bauern des »Vorderen Orients« bezeichnet.

43 General Sir A. Murray an Sir R. Wingate, General Headquarters, Egyptian Expeditionary Force, 24. Mai 1917, in: Affairs of Egypt and Sudan: Further Correspondence, Part LXXX, Confidential Print: Middle East, 1839–1969, Foreign Office, The National Archive (UK), FO 407/183: 128–129.

Arbeitsvertrag mit einer Laufzeit von sechs Monaten, bei einem Tagesatz von sechs Piastern sowie deren Versorgung mit Kleidung und Ration, also weitere fünf Piaster täglich, eine durchaus hohe finanzielle Belastung darstellten. Murray plädierte daher im Mai 1917, in einem Brief an den Hochkommissar für Ägypten, Reginald Wingate (1861–1953), dass »nun die Zeit gekommen ist, Schritte zu unternehmen, um die Rekrutierung der erforderlichen Zahl einheimischer Kräfte durch Wehrpflicht in ganz Ägypten zu bewirken, und zwar zu Löhnen, die denen der ägyptischen Armee entsprechen.«<sup>44</sup> Wingate wiederum empfahl in einem Bericht an den britischen Außenminister Arthur Balfour (1848–1930) vom August desselben Jahres an, dass zumindest die Vertragslaufzeiten bei der Verpflichtung einheimischer Arbeitskräfte nicht auf kurze Zeitperioden limitiert, sondern wesentlich ausgeweitet werden sollten, um in der Zukunft Engpässe zu vermeiden.<sup>45</sup> Hinzu käme das Problem, dass nicht nur zu wenige Rekruten zur Verfügung ständen, sondern diejenigen, die sich meldeten, selten den physischen Anforderungen, insbesondere für eine Tätigkeit im CTC, gerecht wurden.<sup>46</sup> Ungeachtet dieser problematischen Situation, profitierte das Empire finanziell während des Krieges durchaus von den Möglichkeiten, die sich in Ägypten boten und auch die Lage mit Blick auf die Rekrutierung ägyptischer Arbeitskräfte für den weiteren Kriegsverlauf in Palästina konnte schließlich gelöst werden.<sup>47</sup> Neben dem ICC entstand so ein kleines Ägyptisches Kamelkorps (Egyptian Camel Corps), welches die Egyptian Expeditionary Force seit dem 16. März 1917 verstärken sollte und das neben drei britischen Offizieren neun ägyptische Offiziere sowie 198 zählte.<sup>48</sup> Wie sich zeigen sollte, waren es jedoch nicht nur Fragen

---

44 Ebd., 129.

45 Sir R. Wingate an Mr. Balfour, Ramleh, 21. August 1917, in: *Affairs of Egypt and Sudan: Further Correspondence, Part LXXX, Confidential Print: Middle East, 1839–1969*, Foreign Office, The National Archive (UK), FO 407/183: 159–164, hier insbesondere 162–164.

46 Ebd., 162.

47 Memorandum on Egypt's War Investments, 27. August 1917, in: *Affairs of Egypt and Sudan: Further Correspondence, Part LXXX, Confidential Print: Middle East, 1839–1969*, Foreign Office, The National Archive (UK), FO 407/183: 166–167; Sir R. Wingate an Mr. Balfour, Ramleh, 31. August 1918, in: Ebd., 199–201.

48 Egyptian Army Troops serving with Egyptian Expeditionary Force, in: *Affairs of Egypt and Sudan: Further Correspondence, Part LXXX, Confidential Print: Middle East,*

der Rekrutierung von Arbeitskräften, die die Aufstellung des CTC sowie des ICC erschwerten. Viele der Männer, die die neuen Einheiten bilden sollten, hatten bislang zu wenig oder gar keine Erfahrung im Umgang mit Kamelen, obwohl bereits 1911 ein Leitfaden zur Ausbildung im Armeedienstkorps erschienen war, der sich vor allem mit Fragen militärisch wichtiger Transportmöglichkeiten befasste und einige wichtige Erkenntnisse zum Umgang mit Kamelen zusammenfasste, die viele der Männer jedoch erst durch den Alltag vor Ort lernen mussten.<sup>49</sup>

Zunächst einmal wurde darüber aufgeklärt, dass es bei Kamelen durchaus wichtige Unterschiede gab, die bei einem Erwerb bzw. zur militärischen Nutzung zu beachten waren:

»Die Kamele Ägyptens und Sudans werden in zwei verschiedene Klassen unterteilt: das Hageen- oder ›Trab-‹Kamel und das Transportkamel, hauptsächlich die Bishareen, die von den Ahabdeh- und Bishareen-Arabern aus der nubischen Wüste gezüchtet und gekauft werden. Das Hageen wird speziell auf Geschwindigkeit gezüchtet und erzielt einen hohen Preis. Das Kamelkorps der ägyptischen Armee setzt so oft wie möglich auf diese Tiere, aber sie sind zu wertvoll für den Einsatz bei Transportarbeiten.« (ASCT: 42)

Im Gegensatz dazu war gerade das »ägyptische Gepäckkamel« (Ebd.) für den Einsatz zum Transport in einer heißen und trockenen Umgebung geeignet. Das Britische Empire konnte zwar zudem auf indische Kamele zurückgreifen, die in Belutschistan, heute eine Provinz Pakistans, gezüchtet wurden, allerdings waren diese »nicht für einen Einsatz in anderen Ländern geeignet, vor allem wegen [der] Ernährungsumstellung, die [die Kamele] nicht bewältigen können.« (Ebd.) Für eine optimale militärische Nutzung war es darüber hinaus erforderlich, das Alter der Tiere beim Kauf zu beachten. Idealerweise sollte dieses zwischen sechs und zehn Jahren liegen und konnte durch einen Blick in das Maul des Kamels geprüft werden. Ebenso wichtig war ein Blick auf die Höcker: »Wenn der Höcker

---

1839–1969, Foreign Office, The National Archive (UK), FO 407/183: 207.

49 Army Service Corps Training (1911), Part III: Transport, London: His Majesty's Stationery Office, 1915, Imperial War Museums, United Kingdom, 04/41/02/576/3: 42–48. Zitate aus sowie Verweise auf diesen Leitfaden werden im folgenden Text mit der Abkürzung ASCT ausgewiesen.

sehr verkümmert ist, ist das Kamel entweder alt und abgenutzt oder krank oder durch Überarbeitung oder Hunger erschöpft. Auf die folgenden Körperbaufehler sollte geachtet werden, und sie sollten eine Ablehnung [eines Kaufangebotes] rechtfertigen: Gebogene Sprunggelenke und Knie; Spuren, [...] ein magerer oder zu kleiner Höcker; zu weit gespreizte Vorderbeine; kleine Vorderfüße.« (ASCT: 43) Die eingehende Begutachtung der Tiere beim Kauf war für die britischen Militärbehörden jedoch erst der Anfang vieler Dinge, die es beim Umgang mit Kamelen, insbesondere für die Mitglieder des ICC, die täglich mit den Tieren zusammen sein würden, zu beachten galt.

Im Leitfaden der britischen Armee wurden verschiedene Gründe aufgeführt, die der gesundheitlichen Verfassung und damit einer optimalen Nutzung der Tiere während eines Einsatzes schaden konnten:

1. Überladung oder schlechte Beladung.
2. Schlecht sitzende oder kaputte Sättel.
3. Grausamkeit oder Vernachlässigung seitens des Fahrers.
5. Unzureichende Ruhe.
6. Unzureichende Nahrung und Wasser.
7. Plötzliche Ernährungsumstellung.
8. Je nach Art [des Kamels entweder] extreme Hitze und[/oder] Kälte. (Ebd.)

Sicherlich können Kamele, gerade in Wüstengebieten, längere Zeit ohne Wasser auskommen, aber diese Annahme sollte, so der Leitfaden weiter, nicht dazu verleiten, die Versorgung der Tiere mit Trinkwasser zu vernachlässigen. Die entsprechende und sehr wichtige Passage zu diesem Umstand soll hier daher in Länge zitiert werden:

»Die Wassermenge, die verschiedene Kamelrassen benötigen, und ihre Durstfestigkeit unterscheiden sich erheblich. Ägyptische Delta- und Flusskamele müssen täglich getränkt werden. Indische Kamele kommen gut zurecht, wenn sie jeden zweiten Tag getränkt werden. Arabische und Wüstenkamele kommen zwei oder drei Tage aus, während Somalikamele nicht sterben, wenn sie nur alle paar Tage getränkt werden. Kamele sollten jedoch täglich getränkt werden, wenn Wasser verfügbar ist. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum anzu-

nehmen, dass ein Kamel nur in längeren Abständen trinken muss, und obwohl es stimmt, dass es mehrere Tage ohne Wasser auskommen kann, kann es dies nicht ohne einen Verlust an Kondition tun. Außerdem benötigt es umso mehr Wasser, je härter es arbeitet. Unter den ungewöhnlichen Bedingungen des aktiven Dienstes sollte daher tägliches Tränken die Regel sein.« (Ebd.)

Doch nicht nur bei der Versorgung mit Wasser gilt es besonderen Ansprüchen zu genügen. Mit Blick auf deren Futter waren Kamele ebenfalls nicht so einfach zu versorgen. Um die 20 Kilogramm Heu täglich wurden empfohlen und »[e]s ist sehr wichtig, sich bewusst zu machen, dass die Verdauung des Kamels bei der Fütterung mit Getreide jeglicher Art einen großen Anteil konzentrierter Nahrung nicht verträgt und dass Getreide in keiner Weise das notwendige Hauptfutter ersetzen, sondern nur ergänzen kann.« (ASCT: 44) Das bedeutet, dass Kamele über den Tag verteilt mit verschiedenen Dingen gefüttert werden mussten, wie es der empfohlene Fütterungsplan sehr detailliert darstellt. Zwar konnten die exakten Zeiten je nach Marschnotwendigkeiten variieren, der empfohlene Plan legt jedoch bereits offen, dass die Fütterungszeiten der Tiere einer komplexeren Logik zu folgen hatten (Tab. 3).

Zeit	Futter/Wasser/Pflege
7:00 Uhr	Gemischtes Getreide
7:30–8:30 Uhr	Körperpflege
9:00–17:00 Uhr	Grasen
16:00 Uhr	Empfohlener Zeitpunkt zum Tränken
17:00–18:00 Uhr	Körperpflege
18:00 Uhr	Gemischtes Getreide

Tabelle 3: Tages(fütterungs)plan für Kamele (ASCT: 44).

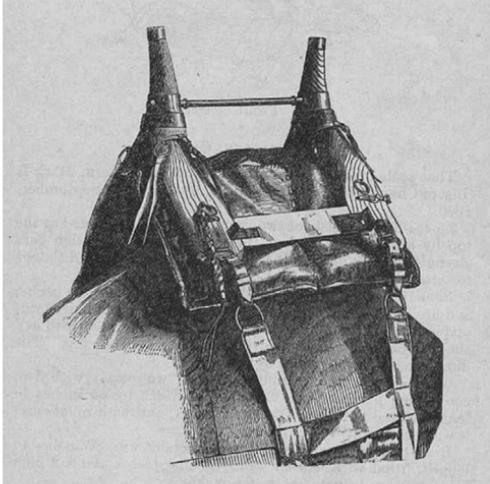


Abb. 4.2: Packsattel für ein Kamel (ASCT: 78).

Darüber hinaus benötigte jedes Kamel einen eigens angepassten Sattel, egal ob zum Transport von Lasten oder zum Reiten (Abb. 2). Für einen funktionalen Sattel mussten »[d]ie Polsterung, der Holzbogen und die Länge [...] so angepasst werden, dass sie zu Höcker, Widerrist und Rücken passen, denn keine zwei Kamele haben die gleiche Form. Jeder Sattel sollte die gleiche Nummer erhalten wie das Tier, für das er ausschließlich gehalten wird.« (ASCT: 44). Der Aufwand bei der Ausrüstung war also nicht unerheblich, aber wenn ein Kamel einmal gut ausgestattet war, konnte es bis zu etwa 150 Kilogramm Gewicht tragen, wobei es allerdings zu beachten galt, dass »[d]as Geheimnis beim Beladen eines Lasttiers in der gleichmäßigen Verteilung der Last liegt, und nichts zerstört die Kraft des Kamels schneller als eine unausgewogene Last. Eine gleichmäßige Last sollte daher auf beiden Seiten sichergestellt werden und es sollte sorgfältig darauf geachtet werden, dass kein Druck auf die Querachse der Wirbelsäule ausgeübt wird.« (ASCT: 45)

Einmal beladen sollten Kamele jedoch nicht länger als sechs Stunden marschieren, was sowohl für ICC und CTC bedeutete, dass aus Rücksicht auf die Gesundheit und das Wohlbefinden der Tiere ausreichend Pausen einzuplanen waren. Ein gesundes Kamel schaffte eine Marschgeschwin-

digkeit von zwei bis zweieinhalb Meilen pro Stunde und die Distanz eines Tagesmarsches lag in der Regel zwischen 15 und 20 Meilen (ASCT: 45–46). Das Marschprogramm der Kamele war demnach ebenfalls komplexer als sich das unerfahrene Reiter und Arbeitskräfte zunächst vorgestellt haben mochten. Empfohlen wurde zwischen 3 und 8 Uhr morgens zu marschieren, um zwischen 8 und 16 Uhr zu grasen, bevor zwischen 17 und 20 Uhr nochmals marschiert werden sollte (ASCT: 46).

Die Anweisungen für den akkuraten Umgang mit den Tieren waren trotz aller dieser sehr spezifischen Vorgaben jedoch noch nicht erschöpft. Beim Anlegen der Geschirre, insbesondere mit Blick auf die Nase der Tiere, an der sie gezogen werden sollten, musste vorsichtig agiert werden. Beim Marsch selbst sollten die Züge nicht zu lang gestreckt werden, sondern die Tiere lieber in parallelen Reihen marschieren. Dabei galt es, mindestens 10 % Ersatztiere mitzuführen, die stets zur Verfügung stehen mussten, falls einige Tiere unter Rückenschmerzen litten und nicht länger beladen bleiben konnten. Die Sonne machte den Kamelen im Großen und Ganzen wesentlich weniger aus als Pferden, allerdings musste ihr Hinterkopf gegen die Sonneneinstrahlung geschützt werden, wozu in der Regel eine Sonnenhaube aus gesticktem Leinen benutzt wurde (ASCT: 46–47). In manchen Situationen, etwas bei der Überquerung von Gräben, wirken Kamele unbeholfen, allerdings kann ein guter Kamelführer hier für eine problemlose Bewältigung solcher Hindernisse sorgen. Bei der Führung von Karawanen oder Transportkamelen gab es jedoch ebenfalls Unterschiede mit Blick auf die Anzahl von Tieren, die ein einzelner Kamelführer zu betreuen hatte (Tab. 4). Obwohl die Männer des CTC für weniger Kamele verantwortlich waren als andernorts üblich, war es für viele doch eine Herausforderung, sich mit den Tieren auseinanderzusetzen. Das Gleiche galt für die Männer des ICC, die erst langsam eine neue Mensch-Tier-Beziehung aufbauen mussten. Dieser Lern- bzw. Annäherungsprozess soll im Folgenden eingehender beschrieben werden.

Kontext	Anzahl Kamele pro Kamelführer
Algerien	5
Afghanistan	3
Zentralasien	7
Britisches Militär	3

Tabelle 4: Anzahl Kamele pro Kamelführer in verschiedenen Kontexten (ASCT: 47).

## 4.2 Das ICC und die Entstehung einer besonderen Mensch-Tier-Beziehung

Einer der Männer des ICC, der nicht nur zur Entstehung des ANZAC-Mythos<sup>50</sup> in Australien und Neuseeland beitrug (Hogue 1916a; 1916b)<sup>51</sup>, sondern gleichzeitig als wichtige Quelle für die Erfahrungen der Männer des Kamelkorps mit ihren Tieren dient, ist Oliver Hogue, den einer seiner Weggefährten wie folgt beschrieb: »Hogue ist gebürtiger und ausgebildeter Australier. Er ist der Sohn des ehrenwerten James Hogue, einem der Pioniere des australischen Journalismus, der viele Jahre lang eine bekannte Persönlichkeit im öffentlichen Leben seines Staates war. Der Sohn trat in die literarischen Fußstapfen seines Vaters und hat bereits [viel] unter dem Namen ›Trooper Bluegum‹ [veröffentlicht].« (Wade in seinem Vorwort zu Hogue 1919: x) Hogues Erfahrung deckt sich mit der vieler anderer australischer und neuseeländischer Soldaten in Gallipoli und später im Mittleren Osten (Ulrichsen 2014) und seine Briefe und Aufzeichnungen sind wichtige Quellen, insbesondere da er später auch Publikationen des

50 Vgl. zum ANZAC-Mythos: Pugsley (2006) und Ubayasiri (2015). Kritisch dazu auch: Lake et al. (2010).

51 Vgl. dazu auch den Brief von Oliver Hogue an [William Farmer] Whyte, Ägypten, 12. Juni 1916, in: Letters relating to the First World War service of Major Oliver ›Trooper Bluegum‹ Hogue, 14th Light Horse Regiment, 1915–1927, Australian War Memorial, 1DRL/0355.

ICC verantwortete und damit Dokumente zur Verfügung stellt, die jenseits der offiziellen Berichte des Kamelkorps einen Blick in den Alltag der Männer und den Umgang mit ihren Tieren zur Verfügung stellt.

Zu Beginn seines Einsatzes war Hogue frustriert, dass er im Mai 1915 immer noch in Ägypten stationiert war, ohne bisher aktiv am Kampfgeschehen teilgenommen zu haben, während viele Soldaten des Empire an der Westfront bereits ihr Leben verloren hatten. Seiner Familie schrieb er, dass er sich »fast schäme, noch weitere Briefe aus Ägypten zu schreiben.«<sup>52</sup> Nach dem die Landungsoperation auf der Gallipoli-Halbinsel begonnen hatten, war auch klar, dass die Einheiten des Australian Light Horse nicht in ihrer ursprünglich angedachten Form zum Einsatz kommen würden: »Jetzt stellen wir fest, dass es so rau und bergig ist, dass es für einige Zeit kaum Möglichkeiten für Light Horse-Einsätze gibt. Also meldete sich unsere Brigade freiwillig, abgesehen zu gehen, und das Angebot wurde angenommen. Es war ein großes Opfer, aber die Jungs waren furchtbar erpicht darauf, mitzumachen. Wir lassen einige der Verstärkungen und einige In-der-zurück, um auf unsere Pferde aufzupassen.«<sup>53</sup> Als Hogue und die anderen die Nachricht über den baldigen Einsatz erhielten, waren sie froh, endlich Gefechterfahrung sammeln zu können und hofften der Wüste und den Fliegen zu entgehen, wussten allerdings nicht, dass die Lage an den Landungsabschnitten, die sie bald einnehmen und in ausgehobenen Gräben bevölkern sollten, kaum besser sein würde. Selbst wenn die Bezeichnung eines dieser Abschnitte als ANZAC-Bucht für Hogue »niedlich« und irgendwie »einheimisch« klang, sollte sich der zunächst noch positive Eindruck der neuen Umgebung bald ändern.<sup>54</sup> Die Euphorie war schnell verflogen, denn die meiste Zeit ging es für die Soldaten nun nur noch darum, sich zu verstecken und auf einen möglichen Frontalangriff zu warten, der in der Regel kaum Raumgewinne brachte und mit hohen Verlusten einherging. Die Situation auf der Gallipoli-Halbinsel sollte sich

---

52 Oliver Hogue an seine Familie, 7. Mai 1915, in: Letters relating to the First World War service of Major Oliver 'Trooper Bluegum' Hogue, 14th Light Horse Regiment, 1915–1927, Australian War Memorial, 1DRL/0355: 1.

53 Ebd.

54 Oliver Hogue an [William Farmer] Whyte, ANZAC Cove, 25. Mai 1915, in: Letters relating to the First World War service of Major Oliver 'Trooper Bluegum' Hogue, 14th Light Horse Regiment, 1915–1927, Australian War Memorial, 1DRL/0355: 1.

dahingehend nur wenig von der der Westfront unterscheiden, allerdings wurden die Soldaten hier nun ebenfalls von Hitze und Fliegen geplagt wie zuvor in Ägypten.<sup>55</sup>

Als die Nachricht von der Evakuierung der alliierten Truppen und damit des Scheiterns der britisch-geführten Invasion die osmanische Hauptstadt Konstantinopel erreichte, war die Bevölkerung voller Freude über diese scheinbar unglaubliche Nachricht. Die jungtürkischen Kräfte um Kriegsminister Enver Pascha (1881–1922), die das Land auf Seiten der Zentralmächte in den Krieg geführt hatten, fühlten sich in ihrer Entscheidung bestätigt (Gullet 1923: 1). Während die Niederlage, die sicherlich zu den schrecklichsten Momenten der britischen Militärgeschichte zu zählen ist, auch innenpolitisch in Großbritannien eine gewisse Krise auslöste, war jedem klar, dass es ein schnelles Ende des Krieges, wie es zu Beginn der Operation antizipiert worden war, nicht geben würde. In der *Offiziellen Geschichte Australiens im Ersten Weltkrieg* heißt es ausführlich zu diesem historisch entscheidenden Moment, dass

»Konstantinopel acht Monate lang in einem Alptraum der Ungewissheit und der Angst gelebt hatte. Enver hatte lautstark geprahlt, dass die britische Marine niemals die Dardanellen bezwingen könne und dass die Männer des ANZAC die Sperre, die sie umgab, nicht durchbrechen und sich ihren Weg über die zerklüftete Halbinsel bahnen könnten. Doch während diese Prahlereien auf seinen Lippen lagen, erwarteten er und seine Kollegen, wie auch ihr Freund und Verbündeter Wangenheim<sup>56</sup>, der deutsche Botschafter, täglich den Fall der osmanischen Verteidigung und das Erscheinen der britischen Flotte vor Konstantinopel. Wäre Gallipoli eingenommen worden, hätte die Herrschaft des Jungtürkischen Komitees sofort ein Ende gefunden.« (Gullet 1923: 1)

Allerdings kam es anders als es sich die britischen Militärbefehlshaber und Planer in London gewünscht hatten. Der Krieg dauerte an und trotz der Furcht vor einem osmanischen Vorstoß in Richtung Ägypten und des

55 Oliver Hogue an seinen Vater, Gallipoli, 17. Juli 1915, in: Letters relating to the First World War service of Major Oliver ›Trooper Bluegum‹ Hogue, 14th Light Horse Regiment, 1915–1927, Australian War Memorial, 1DRL/0355: 4–5.

56 Hans Freiherr von Wangenheim (1859–1915), der deutsche Botschafter in Konstantinopel seit 1912.

Suez-Kanals war klar, dass der Krieg nicht defensiv fortgesetzt werden konnte, sondern offensiv in Richtung Palästina geführt werden musste. Mit Blick auf das Sinai-Gebiet war jedoch von Anfang an klar, dass der Transport von Truppen und Nachschub ein essentielles Problem darstellen würde, auf das man sich ausreichend vorbereiten sollte. Wenn die Gallipoli-Kampagne eines gelehrt hatte, dann dass Spekulationen und Hoffnungen nur wenig halfen wenn es galt, sich auf akkurate Planungen und Vorbereitungen zu verlassen. Im zuständigen Kommandostab wurde davon ausgegangen, dass mindestens 25 000 Kamele, drei Monate nach Beginn der neuen Operationen sogar 50 000 Tiere, benötigt würden, um erfolgreich in Richtung Norden vorzurücken. Gullet erklärt den Grund für eine so große Anzahl ausführlich:

»Wer nicht mit dem Einsatz von Kavallerie in Wüstenkämpfen vertraut ist, für den sind die Zahlen vielleicht erstaunlich. Eine berittene Brigade im Sinai und in Palästina brachte selten mehr als 800 Gewehre in die abgessene Feuerlinie, während eine Infanteriebrigade in voller Stärke gegen etwa 3 500 Mann kämpft. Aber die Vorräte einer Kavalleriebrigade übersteigen bei weitem die einer Fußbrigade. Die Tagesration eines Mannes wiegt nur zwei oder drei Pfund, während die eines Pferdes zwanzig Pfund wiegt, und Pferdefutter ist sehr sperrig. Außerdem stellt der Einsatz von Pferden in trockenen Gegenden eine schwere Aufgabe für diejenigen dar, die für die Wasserversorgung verantwortlich sind. Die tägliche Wasserration eines Mannes in der Wüste betrug höchstens eine Gallone; häufig wurde sie [...] reduziert. Aber Pferde benötigten fünf Gallonen; und obwohl die Tiere mit viel weniger auskommen konnten und dies oft auch taten, taten sie dies nur auf Kosten ihrer Kondition und des rapiden Rückgangs ihrer Kraft und Nützlichkeit. Es war daher klar, dass jede Streitmacht, die in den Sinai vorrückte, von einem umfangreichen Transportsystem und einer reichlichen Wasserversorgung begleitet werden musste. Zehntausende Kamele mussten der kämpfenden Vorhut auf den Fersen folgen; unmittelbar hinter der Armee mussten die Eisenbahn und die Wasserleitung folgen.« (Gullet 1923: 49)

Je weiter die britische Armee also in das Sinai-Gebiet vorstoßen würde, umso mehr Kamele würden gebraucht, um den Nachschub für die Truppen im Einsatzgebiet zu sichern. Murray war zudem der Überzeugung,

dass eine möglicherweise bestehende Gefahr für den Suez-Kanal leichter durch eine Form der »aggressiven Verteidigung« gebannt werden könnte, zumal die Breite des zu verteidigenden Gebietes bzw. der entsprechenden Frontlinie halbiert werden würde. Die 80–90 Meilen lange Kanalzone war seiner Meinung nach wesentlich schwieriger und nur mit einem größeren Aufwand an Soldaten zu verteidigen als die 45 Meilen vorgelagerte Linie zwischen Al-Arisch und Kuseimeh (Gullet 1923: 50).

Zunächst war Murray bei seinen Überlegungen die Verteidigungslinie in Richtung Osten und zum Sinai-Gebiet zu verschieben noch davon ausgegangen, dass es dem Osmanischen Reich gelingen könnte, etwa 250 000 Mann in den kühleren Monaten durch die Wüste und zum Angriff auf Ägypten zu führen. Diesen Überlegungen wurde jedoch durch Geheimdienstmeldungen widersprochen. Zwar wäre eine solche Operation durchaus im Sinne der Osmanischen Armee gewesen, allerdings waren die deutschen Militärberater gegen ein solches Ausgreifen (Ebd.). Es konnte also mit den Planungen zum Angriff in Richtung Sinai fortgeschritten werden und zunächst wurde Captain A. E. Wearne mit einem Teil des 8. Australian Light Horse Regiments beauftragt, Erkundungen anzustellen, um u. a. Informationen über die lokalen Möglichkeiten der Wasserversorgung zu sammeln. Darüber hinaus sollte er Bericht über die geografischen Gegebenheiten und etwaige Aktivitäten der Osmanischen Armee erstatten. Im Zuge dieser Mission konnten bereits einige wichtige und »hilfreiche Lektionen gelernt [werden].« (Gullet 1923: 69) Gullet führt dahingehend auch ausführlich etwas darüber aus, welche Unterschiede mit Blick auf die Nutzung von Pferden und Kamelen zu beobachten waren:

»Männer und Pferde kamen frisch und stark ins Ziel; doch das vorgegebene Tempo war für die Kamele zu hoch, obwohl es sich um eine ausgewählte Gruppe handelte, und sie waren auf der Rückkehr zum Endbahnhof völlig erschöpft. Dies war der erste Triumph des australischen Pferdes über das Kamel in einem Wüstenkrieg. Die Kamele waren als Wasserlieferanten für die Pferde eingesetzt worden, eine Maßnahme, die man später im Feldzug, als man besser über die Ausdauer der Pferde Bescheid wusste, nicht mehr für nötig erachtet hätte. Ohne die Kamele wären die Pferde viel schneller vorangekommen, und selbst 37 Stunden ohne Wasser hätten ihnen nichts ausgemacht.

Die Australier beobachteten zum ersten Mal die erstaunliche Ausdauer der einheimischen Kameltreiber, die die gesamten 130 Kilometer zu Fuß zurücklegten und ihre Kamele, die immer am Ende der Stricke blieben, hinter sich herzogen.« (Ebd.)

Die gemachten Beobachtungen zeigen also, dass die Kamele den Pferden nicht zwingend überlegen waren, wobei sie insbesondere als Transporttiere für die Sinai-Kampagne kaum ersetzt werden konnten, vor allem weil es sich um lange Strecken durch ein Wüstengebiet handelte. Für einen schnellen Einsatz schienen Pferde aber auch mit Blick auf die anstehenden Aufgaben nicht ungeeignet zu sein. Eine Nutzung beider Reit- bzw. Transporttiere schien daher am erfolgversprechendsten zu sein.

Bis April 1916 waren die Vorbereitungen abgeschlossen. Zum einen konnte der Zugang zu Ägypten besser verteidigt werden, zum anderen hatten die Befehlshaber dieses Mal keine übereilten Entscheidungen auf Basis von Mutmaßungen getroffen, sondern sich sehr genau auf die geografisch-klimatischen Verhältnisse des Operationsraumes eingestellt. Trotzdem blieb es nicht aus, dass die Anzahl der Kamele nicht immer ausreichte, um den Transport ausreichend zu erledigen. Als das Australian Light Horse ausmarschierte, waren sie noch nicht mit allem ausgerüstet, aber das schien sie nicht wirklich zu bekümmern: »Die Brigade verfügte über keinerlei Hygienevorräte und musste, zumindest für einige Tage, mit knappen Rationen auskommen. Diese jungen Männer vom neuen Kontinent, die in Khaki und großen Schlapphüten ohne einen einzigen Farblecks auf ihren langschwänzigen Pferden ritten, waren vielleicht die am wenigsten anspruchsvolle Truppe, die jemals auf der alten Sultan-Straße auftauchte.« (Gullet 1923: 90) Die Pferde und Reiter, die an die Sonne Australiens gewohnt waren, blieben zudem zunächst unbeeindruckt von der Hitze, allerdings sollte die Erfahrung der Wüste Sinai noch wesentlich schwierige Bedingungen für sie bereithalten.

Die Hitze stieg immer stärker an, so dass sowohl die Soldaten als auch ihre Pferde bereits um 10 Uhr morgens Anzeichen für eine extreme Not gaben, wenn die Wasserflaschen mit einer Tagesration bereits zu diesem Zeitpunkt aufgebraucht waren. Die Truppe musste folglich zurückgezogen werden, so dass sich Männer und Pferde andernorts unter dem Schatten von Palmen wieder erholen konnten. Ungeachtet dieser medi-

zinischen Intervention mussten vier Offiziere und 32 Soldaten evakuiert und in ein Krankenhaus gebracht werden. Darüber hinaus waren 500 Pferde zumindest zeitweise nicht mehr zu verwenden (Gullet 1923: 110). Es zeigte sich zudem, dass die Gegebenheiten des Terrains es nicht erlaubten, Pferde zur Verfolgung von fliehenden feindlichen Truppen einzusetzen. Hatte man anfangs noch geglaubt, ohne einen übermäßigen militärischen Einsatz von Kamelen auszukommen, stellte sich nun heraus, dass das nicht möglich sein würde (Gullet 1923: 119 und 197).

Seit Januar 1916 hatte General Murray dafür plädiert, das ICC zu vergrößern, auch wenn dieses am Ende des Jahres gerade einmal 112 Kamele zählte.<sup>57</sup> Zwar hatten die Pferde »im Sand [der Wüste] eine Ausdauer gezeigt, die die kühnsten Erwartungen weit übertraf; doch der Oberbefehlshaber drängte weiterhin auf die Aufstellung einer vollständigen Kamelbrigade.« (Gullet 1923: 210) Es mag darüber gestritten werden, wie hoch der militärische Wert des ICC final zu bemessen ist, zumal die Aufstellung durchaus einige Zeit in Anspruch genommen hatte, aber die Teilnahme an einigen Schlachten zeigte durchaus, dass es von Vorteil war, auf eine Kamelinfanterie umzustellen. Die einzelnen Kompanien des ICC wurden am 19. Dezember 1916 in einer Brigade unter dem Kommando von Brigade-General Clement L. Smith (1878–1927) zusammengefasst. Jede Kompanie zählte 169 Mann und sechs Offiziere. Zehn bestanden aus Australiern, sechs aus Briten und zwei aus Neuseeländern (Gullet 1923: 210–211). In einem Brief schrieb Oliver Hogue am 4. September 1916 seinem Bruder etwas ungläubig: »Wir werden voraussichtlich nächste Woche auf Kamele steigen [...] Die Australische Leichte Kamelbrigade?«<sup>58</sup> Noch konnte sich Hogue offenbar nicht vorstellen, sein Pferd gegen ein Kamel einzutauschen. Die Artillerie der Einheit stellten 240 Sikhs und Muslime, die zuvor in Artillerie-Einheiten in Hongkong und Singapur gedient hatten und nun die schweren Geschütze bemannen sollten. Die Maschinengewehre unterstanden britischen Soldaten. Für das Gros der

57 Vgl. Tab. 2. Dass ICC griff in erster Linie auf große, weiße, Reitkamele zurück, wie sie im Gebiet zwischen dem Sudan und dem Indischen Ozean vorkamen. Diese Tiere galten als besonders zäh.

58 Oliver Hogue an seinen Bruder, »The Desert,« 4. September 1916, in: Letters relating to the First World War service of Major Oliver »Trooper Bluegum« Hogue, 14th Light Horse Regiment, 1915–1927, Australian War Memorial, 1DRL/0355: 4.

Männer des ICC waren Kamele bisher unbekannte Tiere gewesen, aufgrund ihrer neuen Aufgabe mussten sie sich allerdings schnell mit diesen vertraut machen, um der in sie gestellten Anforderungen gerecht werden zu können. Zunächst war es keine liebevolle Beziehung, die viele Soldaten mit ihren Kamelen eingingen. Frustration und eine gewisse Abscheu bestimmten das tägliche Miteinander. Hinzu kam, wie oben bereits ausführlich dargestellt, dass es sich bei Kamelen um sehr anspruchsvolle Tiere handelte, die ausreichender Pflege und Aufmerksamkeit bedurften. Ein Befehl allein genügte jedenfalls nicht, um aus den Rekruten Kamelreiter zu machen.

Unterstützt werden sollten die Rekruten daher schließlich ab Mitte 1917 auch von einheimischen Dienern (Syce), deren Aufgabe es war, bei der Pflege der Tiere zu unterstützen.<sup>59</sup> Zunächst mussten die Männer des ICC jedoch ohne diese Unterstützung einen Weg zum Auskommen mit ihren Kamelen finden. In gewisser Weise trug die Erfahrung des Umstieges auf Kamele zudem zu einer sich lange aufgebauten Frustration innerhalb der ANZAC-Truppen bei. Viele der Soldaten wären lieber an die Westfront geschickt worden. Stattdessen hatten sie eine ähnliche Erfahrung von Machtlosigkeit und Verzicht auf der Gallipoli-Halbinsel machen müssen und sollten nun, erneut ohne ihre Pferde, in einem weiteren Feldzug im Mittleren Osten zum Einsatz kommen. Der Krieg war bisher nicht so verlaufen, wie viele sich das vorgestellt hatten. Und nun hieß es Kamele reiten bzw. zunächst lernen, wie man das eigentlich bewerkstellte. In einem der Außenbezirke von Kairo hatte es schon seit Jahren eine Schule gegeben, in der britischen Soldaten das Reiten von und der Umgang mit Kamelen beigebracht wurde. Als im Januar 1916 entschieden wurde, einen Teil des ICC gegen die Sanussi-Rebellen in der westlichen Wüste einzusetzen, wurde der Betrieb dieser Schule intensiviert, denn die Männer mussten so schnell wie möglich ausgebildet werden. Vier australische Kompanien machten den Anfang, von denen etwa die Hälfte

---

59 Vgl. Imperial Camel Corps, War Diary, February 1917 – April 1918, Australian War Memorial, Australian Imperial Force Unit War Diaries, 1914–1918, AWM4 11/1. Laut Eintrag vom 23. Juni 1917 wurden 132 dieser Syces eingestellt und auf die einzelnen Kompanien verteilt. Ursprünglich setzte man Syces in Indien ein, wo sie bei der täglichen Pferdepflege halfen. Grant (2009) behandelt die Unterstützung durch heimische Hilfskräfte ebenfalls durchaus ausführlich.

Erfahrung im Umgang mit Pferden hatte. Doch kaum einer kannte sich wirklich mit Kamelen aus, so dass das erste Aufeinandertreffen sowie die ersten Wochen des gegenseitigen »Kennenlernen« kaum als glückliche Zeit bezeichnet werden kann. Hogue erinnerte sich später wie folgt daran:

»Wir hassten den Gedanken an sie. Wir hassten ihren Anblick. Wir hassten ihren Geruch. Wir hassten ihre Gestalt. Allein die Vorstellung, mit solchen Bestien zu tun zu haben, war uns zuwider – anfangs. Aber die Zeit war nicht mehr fern, in der wir all unsere anfänglichen Antipathien vergessen würden. Vertrautheit machte zufrieden. Das Gesetz der Kompensation war in Kraft. Ein Tier mit so vielen offensichtlichen Lastern wie ein Kamel musste einige kompensierende Tugenden haben. Aber es brauchte Zeit, sie zu entdecken.«  
(Hogue 1919: 1)

Hinzu kam allerdings, dass die australischen Reiter ihre Pferde liebten, so dass es ihnen »noch schwerer, [sich] von ihnen zu trennen, als [sie sich] schließlich dem Imperial Camel Corps anschlossen. Denn kein Australier liebt ein Kamel wirklich.« (Hogue 1919: 2)

Nachdem die notwendige Zahl Freiwilliger nicht erreicht worden war, bedienten sich die befehlshabenden Offiziere des ICC einiger Rekruten, deren bisherige Leistungen in der Infanterie nicht überzeugt hatten. Selbst wenn das zeigt, dass der neuen Einheit nur wenig Gegenliebe geschenkt wurde, waren die ersten vier Kompanien doch bald einsatzbereit. Ungeachtet dessen erachteten vielen Soldaten den Umgang mit Kamelen als befremdlich und schwierig, bisweilen sogar als gefährlich. Es mag am Gemüte der australischen Soldaten gelegen haben, so zumindest der offizielle Chronist, dass sie trotzdem nicht verzweifelten und die sich ihnen bietende Aufgabe schlussendlich meisterten (Gullet 1923: 212). In der Vergangenheit waren die britischen Militärbehörden davon ausgegangen, dass mindestens drei Monate Zeit benötigt würden, um eine Ausbildung mit Kamelen als Reittieren zu absolvieren. Bei der Ausbildung der ANZAC-Truppen wurde diese Zeitspanne nun schon sehr bald auf die Hälfte reduziert, da die Zeit drängte und die ersten Einsätze bereits bevorstanden. Im Einsatz gegen Rebellen in der westlichen Wüste sollten die Rekruten ihr Training daher im Alltag abschließen. Mit dem aktiven Dienst zwischen Luxor und der Mittelmeerküste sollten sie ein durchaus

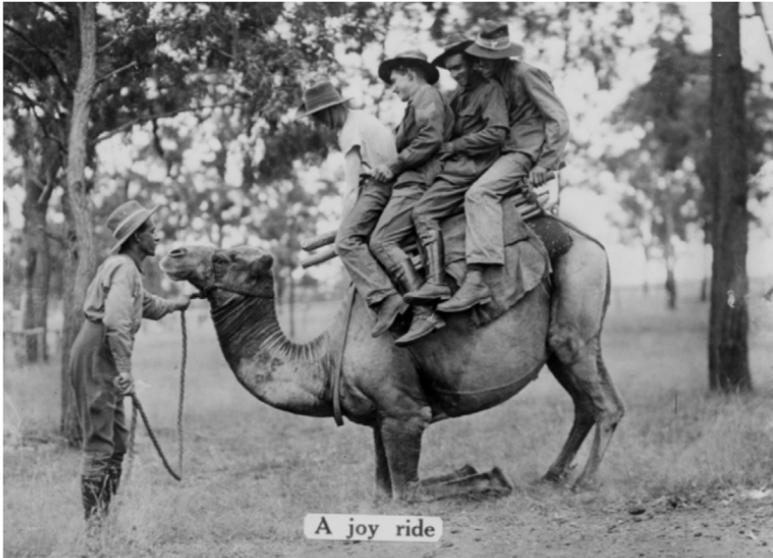


Abb. 4.3: Vier Auszubildende sitzen im Lager des Kamelkorps auf einem Kamel, das gerade im Begriff ist, aufzustehen, AWM, A03585B.

riesiges Gebiet abdecken und patrouillierten dementsprechend häufig mit ihren Kamelen durch westliche Wüstengebiete. Einmal sollen sie dabei sogar italienischen Truppen in Tripoli begegnet sein (Ebd.). Die Scharmützel mit den Rebellen waren jedoch militärisch weitestgehend unbedeutend und spielten kaum eine Rolle. Die meiste Zeit wurde Patrouille geritten, um mögliche Rebellenangriffe auf das Nildelta abzufangen. Nur mit Gebäck und Rindfleisch als Ration zogen die Soldaten des ICC so oft für mehrere Tage aus und kehrten lediglich zurück, um die Tiere zu wässern bzw. die Wasservorräte für eine erneute Runde aufzufüllen.

Um auch der Führung des ICC etwas mehr Expertise zu verleihen und die Glaubwürdigkeit der Einheit gewissermaßen von oben zu steigern, wurde der bereits genannte Clement L. Smith zum Kommandeur ernannt, nachdem er in England aufgrund seiner Erfahrung mit Kamelen für diese Position angefordert worden war. Bei seiner Ankunft hatten viele der Männer ihr Training bereits absolviert und die erste Abscheu vor den Tieren abgelegt, deren Vorzüge sie inzwischen erkannten, selbst wenn

Gullet in seiner offiziellen Schilderung davon ausgeht, dass »es zwischen dem dummen, reaktionslosen Tier der Wüste und seinem Reiter gab nie jene warme Bindung gab, die zwischen dem Kavalleristen und seinem Pferd so stark war.« (1923: 213) Hogue beschrieb das Verhältnis zwischen Soldat und Kamel ähnlich ambivalent: »Das Kamel war stark. Es war fügsam – wenn man es richtig behandelte. Es konnte eine Woche oder länger klaglos durstig sein. Es konnte viele Tage lang Nahrung für sich und seinen Reiter in der Wildnis tragen. Es ließ sich leicht einfangen, fesseln und anbinden. Nachts machte es wenig oder gar keine Probleme. Manchmal fraß es einem deiner Hand. Manchmal versuchte es, deine Hand zu fressen.« (Hogue 1919: 2) In gewisser Weise waren die Ansichten der Männer jedoch zunächst von Vorurteilen über die Tiere geprägt. Lange bevor sie reiten konnten und genau Bescheid wussten, glaubten sie bereits, alles über die »Bestien« zu wissen (Ebd.).

Zu Beginn der Ausbildung wurden noch viele Soldaten von den Kamelen gebissen und mussten oft ins Hospital gebracht werden. Darüber hinaus wurden einige der Männer abgeworfen, getreten oder ihnen wurde der Fuß unter einem Kamelhuf zerquetscht (Hogue 1919: 5). Ein Kamel schien besonders auffällig zu sein, weshalb es als »Menschen-Töter« (man-killer) bezeichnet wurde. Es hatte einige Soldaten getötet und mehrere ins Krankenhaus befördert. Ein solches Verhalten stellte allerdings eine Ausnahme dar: »Bald darauf begab [dieses Kamel] sich mit einem ANZAC-Bataillon auf einen Marsch, und nach einer Phase anständigen Verhaltens brach es erneut aus und drohte, eine ganze Abteilung niederzumetzeln. Es wurde vorübergehend mit einem Schädelbruch niedergestreckt, aber der Reiter wollte kein weiteres Risiko eingehen. Am nächsten Tag blieb er auf dem Marsch zurück, blies dem Kamel das Gehirn raus und meldete dem [kommandierenden Offizier], dass das Kamel an einem gebrochenen Herzen gestorben sei.« (Hogue 1919: 6) Derlei Probleme verursachten die wenigsten Kamele, mit denen die Männer zu arbeiten hatten. Im theoretischen Unterricht erhielten die Soldaten des ICC zunächst eine Einführung über die besonderen Bedürfnisse der Kamele, die sie dann in der Praxis im alltäglichen Umgang mit den Tieren zu beachten hatten. Sobald sich die Rekruten des ICC sicher genug fühlten, baten sie schließlich darum, einen Ausritt unternehmen zu dürfen, eine Möglichkeit, die gerne genutzt wurde, um sich mit den Krankenschwestern der umliegenden



Abb. 4.4: »Bereit zum Aufsteigen.« Soldaten des Imperial Camel Corps bereiten sich aufs Aufsteigen auf ihre Kamele vor (Gullett/Barrett 1919: 129).

Krankenhäuser für einen Ausritt zu verabreden oder in der Wüste Kamelrennen zu veranstalten (Hogue 1919: 8). Schließlich waren die Kamelreiter der ICC einsatzbereit und konnten ihre Tiere innerhalb einer Viertelstunde Satteln und für einen fünftägigen Marsch beladen.

Für Hogue, der sich während des Krieges nicht nur als Soldat verdingte, sondern diesen und seine Erlebnisse gleichfalls literarisch verarbeitete, stellte sich das Kamel schließlich als lohnenswertes Sujet dar. Tatsächlich hatte Hogue beschlossen, einige seiner »Kamelartikel« an Zeitungen zu schicken, denn er glaubte, dass diese Geschichte durchaus von Interesse für eine breitere Öffentlichkeit sein konnten.<sup>60</sup> Das hier eingangs zitierte Gedicht »To My Camel« erwähnte er in einem anderen Brief vom 11. Dezember 1916 ebenfalls bereits und Hogue plante zudem, einige seiner »Kamelgeschichten« für ein Buch zu nutzen, an dem er gerade arbeitete.<sup>61</sup> Ab Juli 1917 zeichnete Hogue schließlich ebenfalls für die offizielle Zeit-

60 Oliver Hogue an [William Farmer] Whyte, Cairo, 21. November 1916, in: Letters relating to the First World War service of Major Oliver ›Trooper Bluegum‹ Hogue, 14th Light Horse Regiment, 1915–1927, Australian War Memorial, 1DRL/0355: 2.

61 Oliver Hogue an [William Farmer] Whyte, 4 Australian Camel Regiment, AIF, 11. Dezember 1916, in: Letters relating to the First World War service of Major Oliver

schrift des ICC verantwortlich, die unter dem Titel *Barrak* erschien, wenn auch nur recht kurz. Mit einer ordentlichen Prise Selbstironie hieß es in der ersten Ausgabe, dass Nummern der Zeitschrift ein Piaster kosten würden, vermutlich und ehrlicherweise aber wahrscheinlich nur einen halben Piaster an Wert besäße.<sup>62</sup> In demselben Ton wurde verkündet, dass »[d]iese Zeitung [sic] in jeden Teil der zivilisierten Welt – oder nach Australien – geschickt werden kann.«<sup>63</sup> Ebenso interessant ist eine Aussage, über die geplante Frequenz des Erscheinens sowie die Annahme von Manuskripten, die hier ebenfalls zitiert werden soll:

»Nur der Himmel [...] w[eiß], wann die nächste Ausgabe erscheint. Daher sollten die Mitwirkenden ihre Meisterwerke so bald wie möglich einsenden und sich so einen Platz an der Sonne – oder die Sommerausgabe – sichern. Für angenommene Manuskripte wird die übliche Gebühr – Ruhm und Ehre – gezahlt; die übrigen werden von unserem Büroflugzeug an die Türken verteilt. Schließlich müssen wir unseren Teil der Furchtbarkeit aufrechterhalten.«<sup>64</sup>

Gerade diese Art des Humors scheint *Barrak* bei der Truppe, auch außerhalb des ICC, beliebt gemacht zu haben, denn in der zweiten Ausgabe wurde berichtet, dass mehr als 3 000 Kopien der ersten Nummer gedruckt worden wären.<sup>65</sup> Die Zahl der Einsendungen von Texten schien ebenfalls zufriedenstellend, wobei die Herausgeber in beißendem Ton möglichen Einsendern erneut zu bedenken gaben: »Die Autoren sollten bedenken, dass jeder Reime schreiben kann; einige wenige können Verse schreiben – aber nur sehr wenige können gute Verse schreiben – und dann werden sie nicht gelesen.«<sup>66</sup> Den Leserinnen und Lesern außerhalb der eigenen Einheit wurde zudem mit dem üblichen Spott erklärt, was das ICC eigentlich war: »Kamelkorps – Eine Truppe von Männern, die mit dem Ziel aufgestellt wurde, die Knochen der frühen Chaldäer, Römer und Perser zu

---

›Trooper Bluegum‹ Hogue, 14th Light Horse Regiment, 1915–1927, Australian War Memorial, 1DRL/0355: 1.

62 Editorial, in: *Barrak*, 1. Juli 1917: 3.

63 Ebd.

64 Ebd.

65 Editorial, in: *Barrak*, 1. September 1917: 1.

66 Ebd.

bergen, die unter dem Sand des Sinai liegen: hält mehrere Sanitätsoffiziere auf Trab, die sich um verspannte Rücken, schwache Sehkraft, Sand auf der Lunge und Kamelbisse kümmern.«<sup>67</sup>

Bei all der Komik war der Dienst im ICC tatsächlich sehr eintönig und anstrengend, mussten die Soldaten doch immer wieder und das oft tagelang auf ihren Kamelen durch die Wüste patrouillieren. Donald Law Patrick Cameron schrieb über die oft üblichen Nachtmärsche am 23. November 1917 an seine Familie dahingehend das Folgende:

»Nachtmärsche sind üblich [...] beim Kamelkorps sind sie die Dinge, die einen den Krieg verfluchen lassen. Stellt euch vor, ihr seid allein [...] im Dunkeln von ungefähr sieben Uhr abends bis kurz vor dem Morgengrauen des nächsten Tages. Am nächsten Tag macht ihr weiter wie gewohnt und schlaft so viel ihr könnt, bis ihr das Ziel erreicht. Zu diesem Zeitpunkt seid ihr so hundemüde, dass ihr wie ein Stein umfällt, wenn ihr das Kamel abgesattelt habt. Ich werde wochenlang schlafen, wenn ich zurückkomme.«<sup>68</sup>

In *Barrak* wurde ein Gedicht des fiktiven Korporal Cuss veröffentlicht, dass sich ebenfalls sehr ausführlich mit der Erfahrung des Marsches auseinandersetzt und hier daher ergänzend ausführlich zitiert werden soll:

*On Trek*

Lucky my girl can't see me now, as I take  
 my place in the line,  
 With three days' whiskers on my face,  
 and a thirst that's quite divine:  
 With all of my goods around me, like a  
 second-hand broker's shop,  
 A lazy lump of a brute beneath, and a  
 lazier man on top.  
 No, we ain't been into the battle, on the  
 blooming Gaza front

67 Military Terms Explained, in: *Barrak*, 1. September 1917: 4.

68 Donald Law Patrick Cameron an seine Familie, Palästina, 23. November 1917, in: Australian War Memorial, Private Record Donald Law Patrick Cameron, PR88/094.

But carrying out a specimen of a typical  
 Camel stunt:  
 Busting up rails at Auja—and 'twas worth  
 the loss of sleep  
 To See those railway arches come down  
 in a tangled heap.  
 Marching all night and sleeping (if you're  
 lucky) during the day:  
 A long trek over the sandhills—with a  
 guide to show you the way—  
 And longer still if he doesn't—till you've  
 lost all feel in your back  
 And an hour's halt for a bite of food in a  
 dam cold bivouac.  
 All you need is a sandstorm, to keep your  
 eyelids shut,  
 A camel that either falls behind, or falls  
 in a blasted rut,  
 A pack that won't stay packed at all, and  
 a saddle that rubs you sore—  
 And then you can boast in your letters  
 that you're glad you joined the Corps.  
 Cpl. Cuss<sup>69</sup>

Die Eintönigkeit der Kontroll- und Nachtmärsche sollte jedoch bald  
 enden und das ICC seine Feuertaufe im Gefecht erhalten.

---

69 On Trek, in: *Barrak*, 1. Juli 1917: 8.

### 4.3 Die militärischen Operationen des ICC und die logistische Leistung des CTC

Als die militärischen Einsätze für das ICC begannen, zeigte sich schnell, dass die Soldaten, die auf Kamelen ritten, nicht genauso eingesetzt werden konnten wie eine berittene Infanterie zu Pferde:

»Ein Mann auf einem Kamel konnte ohne Probleme Wasser und Verpflegung für fünf Tage sowie eine sehr großzügige Portion Decken und Ausrüstung transportieren. Die Tiere konnten mit so viel Campingmaterial beladen werden, wie der findige australische Soldat zusammentragen konnte. Doch bald wurde klar, dass die Männer, die auf Kamelen zu einem ernsthaften Gefecht ritten, ein weitaus ernsteres Unterfangen führten als diejenigen, die auf Pferden ritten. Während die leichten Reiter fast berittene Infanterie waren, waren Truppen auf Kamelen reine Infanterie, die durch eine schnelle Transportmethode begünstigt wurde. Kamele konnten nicht dicht an die feindliche Stellung herangetrieben oder in der Nähe gehalten werden, um im Galopp davonzurennen, wenn der Feind zu stark war [...]. Sobald die Kameltruppen abstiegen, waren sie genauso entschlossen wie gewöhnliche Infanterie.« (Gullet 1923: 213)

Der Wert der neuen Kameleinheit bestand eigentlich darin, eine alternative Ergänzung zu den berittenen Einheiten zu Pferde zu liefern. Den britischen Befehlshabern stand nun »eine beachtliche Infanterieeinheit [zur Verfügung], die im Gegensatz zur schmalen Linie der leichten Kavallerie einen Sektor in der Tiefe angreifen konnte, während die Reiter je nach den Gefechtsbedingungen versetzt werden konnten.« (Ebd.) Murray hatte jedoch zunächst auch gar keinen aggressiven Invasionsplan für Palästina entworfen, so dass derlei Gefechte zu Beginn der Kampagne ausblieben. Das ICC patrouillierte sehr oft, insbesondere die Wüstenabschnitte, in denen die Männer auf ihren Kamelen durchaus einige Vorteile brachten.

Ein konkreter Plan schien sich erst nach der Einnahme von Al Arisch und den kleinen Siegen bei Magdhaba und Rafah zu entwickeln. Diese initialen Erfolge ließen Murray die Option einer Invasion des Sinai-Gebietes und Palästinas von Süden weiterverfolgen und sorgten schließlich dafür, dass er sich zu einem solchen Vorstoß entschloss (Gullet 1923:

244).<sup>70</sup> Der Vormarsch der britischen Truppen bedeutete nun nicht nur für das ICC, dass es die Möglichkeit geben würde, die Leistungsfähigkeit der neuen Einheit unter Beweis zu stellen, sondern ebenso eine immense Aufgabe für das CTC. Nur die Kameltransporte, die die Versorgung während des Vormarsches durch das Sinai-Gebiet sicherten, machten es möglich, dass die Britische Armee überhaupt in diesem Gebiet zu operieren im Stande war. Zwar waren die schier endlos langen Kameltransporte sehr langsam, aber oft die einzige Möglichkeit, das unwegsame und menschenfeindliche Gelände erfolgreich zu durchqueren. Bis zum Ende der Kampagne und bis zum Erreichen Aleppos in Syrien wurden deshalb in erster Linie die Kamele des CTC eingesetzt, um Wasser, Vorräte, Munition und andere notwendige Gegenstände zu transportieren. Es wurden dessen ungeachtet und wo möglich auch Lastkraftwagen und Pferdefuhrwerke eingesetzt, den Hauptteil der logistischen Last schulterte während der Operationen in diesem besonderen Kriegsgebiet aber das CTC und damit die Tausenden Kamele, die täglich zum Einsatz kamen (Gullet 1923: 244–245).

Die Verlagerung des Krieges in ein Wüstengebiet erhöhte die Mobilität und damit die Vorteile der berittenen Einheiten immens, insbesondere die der Kamelreiter, die sich im schweren Wüstensand wesentlich besser fortbewegen konnten als die Pferde der berittenen Infanterie. Schon die ersten Etappen des britischen Vorstoßes im östlichen Ägypten hatten das gezeigt. Die Pferde wurden durch die geografischen Gegebenheiten des Einsatzgebietes folglich derart negativ beeinflusst, dass die logistische Versorgung durch und der militärische Einsatz von Kamelen wesentlich an Bedeutung gewann. Wenig in Erscheinung trat im Gegensatz dazu Murray, der Oberbefehlshaber des Vorstoßes in Richtung Nordosten, der eher vorsichtig agierte und im Februar 1917 entschied, zunächst einmal die noch verbliebenen osmanischen Garnisonen im Sinai-Gebiet auf den Verbleib gegnerischer Soldaten hin zu überprüfen und diese gegebenenfalls einzunehmen, bevor er willens war, den eigentlichen Vorstoß in Richtung Norden anlaufen zu lassen. Am 17. Februar wurde deshalb eine Kamelbrigade des Zweiten ICC Bataillons unter Major Basset wurde nach Magdhaba entsandt und traf nach einem

---

70 Vgl. zu dieser Kampagne des Ersten Weltkrieges: Bruce (2002) und Woodward (2006).

Nachtmarsch in Hassana ein. Dort ergaben sich die osmanischen Truppen in dem Moment, als sie den Feind erblickten. Die erste militärische Leistung des ICC im Zuge der Kampagne war also eher bescheiden (Gullet 1923: 246). Nach diesem »Erfolg« sollte Basset zunächst seine Position vor Ort halten, wobei die britische Präsenz vor Ort in erster Linie dazu diente, die Beduinen der Region zu beeindrucken. Anstatt mit gesammelten Kräften nach Nordosten vorzustoßen, wollte Murray, der ein vorsichtiger und eher defensiv denkender Stratege war, zunächst das Gebiet sichern, das sich bereits unter seiner Kontrolle befand und kein Risiko durch die zu übereilte Eröffnung einer neuen Front eingehen. Für die Sicherung und die Operationen gegen die verbliebenen osmanischen Verbände zeichnete das 11. Australische Light Horse Regiment unter Oberstleutnant Grant verantwortlich, dessen Operationen logistisch vor allem vom CTC und unzähligen Kamelen, die den Transport gewährleisteten, unterstützt wurden (Gullet 1923: 247).

Ungeachtet dieser operativen Verschleppung zu Beginn wurde die Kampagne in Palästina von General Edmund Allenby (1861–1936) ab Juni 1917 intensiviert und gipfelte mit der Einnahme Jerusalems im Dezember. Die Soldaten des ICC spielten, schon aufgrund der geringen Größe ihrer Einheit, für derlei umfassende Operationen lediglich eine relativ untergeordnete Rolle, die Kamele, die den Transport ermöglichten, eine umso wichtigere. Etwa 7 000 Kamele waren benötigt worden, um die Einnahme Jerusalems vorzubereiten und die dort massierten Truppen zu versorgen (Gullet 1923: 376). Neben den Kamelen waren auch Esel zum Einsatz gekommen und es waren diese Tiere, die Allenbys Sieg ermöglichten, denn ohne den massiven Einsatz dieser Transporttiere wäre der schnelle Vormarsch der britischen Truppen in diesem Kriegsgebiet kaum möglich gewesen. Die Versorgung mit Wasser, Futter, Nahrung und Munition war nur möglich gewesen, weil ausreichend Transporttiere zur Verfügung standen. Als in Ägypten mit der Aufstellung des CTC früh mit der Vorbereitung auf diese Notwendigkeiten reagiert worden war, hatten die militärisch entscheidenden Stellen erkannt, dass nur eine ausreichende Vorbereitung auf die Notwendigkeiten einer solchen Kampagne, einen Sieg gewährleisten konnten. Und sie sollten schlussendlich Recht behalten. Dank der ausreichend verfügbaren Anzahl von Kamelen und anderer Transporttiere konnte der britische Feldzug in diesem Fall die

Erwartungen erfüllen und einen wichtigen Triumph erzielen. Zu diesem Zeitpunkt hatte das ICC jedoch bereits den Zenit seiner militärischen Leistung überschritten.

Im November wurden Einheiten des ICC noch eingesetzt, um kleinere Operationen auf der östlichen Flanke durchzuführen, aber schon zu diesem Zeitpunkt waren Transportkamele wichtiger als diejenigen, die für die berittene Infanterie zur Verfügung standen, selbst wenn nun auch die Reserveeinheiten des Kamelkorps zum Einsatz gelangten.<sup>71</sup> In der Osmanischen Armee spielten Kamele eine ähnliche Rolle und wurden von der britischen Aufklärung immer wieder gesichtet, insbesondere dann, wenn sich der Feind zurückzog und eine große Anzahl von Kamelen in Verbindung mit feindlichen Bewegungen gemeldet wurden.<sup>72</sup> Der letzte wichtige Einsatz des ICC war die Verteidigung von Musallabeh, das die osmanischen Truppen versucht hatten, zurückzuerobern. Trotz heftiger Verluste gelang es den britischen Kamelreitern jedoch, den Feind aufzuhalten und die Stellungen zu verteidigen. Aufgrund der Tapferkeit und der Bedeutung, soll General Allenby sogar eine Umbenennung des Ortes in »Kamelhöcker« (The Camel's Hump) erlassen haben (Gullet/Barrett 1919: 130). Mit dem Ende der Operationen im Sinai-Gebiet ließen die britischen Soldaten jedoch die Wüste hinter sich, so dass auch das ICC seinen Nutzen verlor. Sobald die Wüste überwunden worden war, brauchte man keine Kamele mehr für den militärischen Einsatz. So ist es natürlich kaum überraschend, dass im Ausbildungslager des ICC gegen Ende des Ersten Weltkrieges im Nahen Osten nur wenig Betrieb herrschte.<sup>73</sup> Aus den Kamelreitern wurden nun wieder ganz einfach Reiter zu Pferde, die jedoch weiterhin als berittene

---

71 Desert Mounted Corps (ANZAC), Jerusalem Operations, Typed Record, November 16, 1917 – November 26, 1917, Records of the Cabinet Office, The National Archives (UK), CAB 45/75: 1, 7 und 11.

72 Vgl. beispielhaft die Meldungen von Lieut. Bown, Sqdn. 14, Report, Army Form W. 3099, 27. September 1918 und Lieut. Mustard, Sqdn. 14, Report, Army Form W. 3099, 27. September 1918 in: War Diary of the 5th Wing Royal Airforce in the Field, September 1918, Records created or inherited by the Air Ministry, the Royal Air Force, and related bodies, The National Archives (UK), AIR 1/2334/226/2/15.

73 Training Depot, Imperial Camel Corps, August – October 1918, Australian War Memorial, Australian Imperial Force Unit War Diaries, 1914–1918, AWM 4 11/13/1.

Infanterie dienten, nur eben nicht mehr in der Wüste und auch nicht mehr auf Kamelrücken.

Für die Wahrnehmung des Krieges im Mittleren Osten waren gerade die berittenen Einheiten des EEF von Bedeutung, so dass diese in der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in diesem Teil der Welt vermutlich eine größere Rolle spielen. Der Krieg dort wurde zudem, ganz im Gegensatz zum Grabenkrieg an der Westfront als ein mobiler wahrgenommen (Woodfin 2012: 18). Wesentlich wichtiger aber noch als das, war ein zentrales Element des Krieges an dieser Front: Wasser. Im Zusammenhang damit stieg gleichfalls die Bedeutung des Kamels. Der amerikanische Historiker Edward C. Woodfin hat die Bedeutung beider in einer seiner Arbeiten detailliert wie folgt beschrieben:

»In praktisch jeder Meldung und jedem Befehl wird Wasser erwähnt; Hunderte von Murrays Ingenieuren und Unterstützungstruppen waren damit beschäftigt. Ein Wassersystem aus Rohren und Pumpstationen folgte den kämpfenden Truppen in die Wüste, mit Bautrupps, die die notwendigen Aquädukte bauten, manchmal nur wenige Meilen hinter den Kampflinien. Dieses Wassersystem war die Lebensader des britischen Feldzugs in dieser Region. Die Pipeline konnte jedoch nicht mit den Soldaten Schritt halten; sie blieb oft viele trockene Meilen hinter dem Vormarsch zurück. Im besten Fall brachten die heißen Rohre das Wasser nur an eine Stelle entlang der breiten Frontlinie. Von dort trugen Esel und Kamele das Wasser in großen [Behältern] [...], die an ihren Seiten festgeschnallt waren, [weiter]. Die Kameltransportunternehmen deponierten diese kostbare Fracht in großen Tanks entlang der Frontlinie. Die Männer gingen dann zu Fuß von ihren weit verstreuten Einheiten, um ihre Wasserrationen zu holen.« (Woodfin 2012: 21)

Kameltransporte mussten ebenfalls zum Einsatz kommen, wenn der Feind, etwa feindliche Flugzeuge, das Leitungssystem zerstört hatten oder dieses durch einen Sandsturm beschädigt worden war. Nicht nur Wasser, sondern ebenso die Rationen und andere Ausrüstungsgegenstände mussten häufig mit Pferden oder Kamelen an die Front transportiert werden, so dass den Truppen immer wieder die Bedeutung dieser Tiere vor Augen geführt wurde.

Gerade die Beschaffung von Lebensmitteln war dahingehend ein weiteres Problem, mit dem sich die Soldaten zwischen den so wichtigen und sehnlichst erwarteten Lieferungen der Kamelkarawanen auseinandersetzen mussten. Dabei war es nicht immer leicht, die Zeit zwischen diesen zu überbrücken, wie eine spannende Episode zeigt, für die hier noch einmal aus Woodfins Arbeit zum Frontalltag zitiert werden soll:

»Im August 1916 begab sich der Australier Stanley Parkes mit 40 [Britischen] Pfund, die er von seinen Kameraden gesammelt hatte, auf eine Odyssee durch die Wüste, um Nahrung zu finden. Er reiste fünf Tage lang durch die Wüste, hin und her zu einer Kantine in Kantara. Er ließ sich mehrere Kamele, um seine Einkäufe zu transportieren, und wanderte in einem Konvoi von 800 Kamelen zurück an die Front. An einem der Tage reiste er acht Stunden und schaffte nur 17 Meilen; er urteilte, die Tortur sei »die schlimmste Reise gewesen, die ich je erlebt habe«. Schließlich kam er mit seinen Schätzen in seinem Lager an und verbrachte den gesamten nächsten Tag damit, die Nahrung zu verteilen und mit seinen Kameraden abzurechnen.« (Woodfin 2012: 28–29)

Parkes' Ausflug belegt nicht nur die Bedeutung der Nahrungsmitteltransporte an die Front, sondern zeigt auch, wie beschwerlich eine solche Aufgabe für jemanden sein konnte, der keinerlei Erfahrung mit Kamelen besaß. Die Leistung des CTC und der vielen Kamele, die täglich Lasten an die Frontlinie transportierten war demnach immens und darf nicht unberücksichtigt bleiben. Die Logistik des Ersten Weltkrieges im Mittleren Osten basierte zu einem sehr großen Teil auf der erfolgreichen Nutzung des Kamels.

Dessen Bedeutung endete nicht immediat mit der Einstellung der Kampfhandlungen, sondern blieb in der Zeit unmittelbar nach dem Kampfgeschehen ebenso wichtig, denn der Abzug von Truppen und Verwundeten stellte eine genauso schwierige logistische Aufgabe dar wie bisher der Transport von Soldaten, Wasser und Verpflegung. Ein Beispiel soll das hier kurz etwas eingehender belegen. Die Sechste Osmanische Armee kam mit den britischen Befehlshabern vor Ort am 9. November 1918 überein, aus Mossul (Irak) nach Nusaybin (Türkei) abzuziehen und dabei zwei Kamelkolonnen zum Transport von Zelten, des Armeearchivs und anderer Ausrüstungsgegenstände zu nutzen. Etwa 50 Kamele sollten zu-

dem zum Transport von Gegenständen, die mit dem Armee-Krankenhaus in Verbindung standen, genutzt werden.<sup>74</sup> Zwar hatten sich die jeweiligen Befehlshaber schnell über diese Bedingungen verständigt, am Folgetag erreichte jedoch eine Beschwerde das Büro des politischen Offiziers in der Stadt:

»Heute wurde mir vom osmanischen Transportpersonal eine Beschwerde vorgelegt, dass bestimmte Kamelbesitzer, die sich vertraglich verpflichtet hatten, Kamele zu liefern und in einigen Fällen auch Lohnvorschüsse erhalten hatten, nun die Arbeit verweigerten. Ich befragte die Männer und sie erklärten, dass sie Angst hätten, für die Türken nach Nusaybin zu ziehen, weil sie befürchteten, sie könnten nicht mehr zurückkehren. Ich sagte ihnen, dass sie ihren Vertrag erfüllen müssten und dass ich ihre Kamele zurückholen würde, wenn sie in Nusaybin festgehalten würden.«<sup>75</sup>

Tatsächlich sollten sich die Sorgen der Kamelbesitzer jedoch als wahr erweisen, denn, nachdem der Büro des politischen Offiziers veranlasst hatte, dass sich erstere an ihre Verträge hielten, bedingt durch das Versprechen der osmanischen Militärführung, die Kamele nach dem Rückzug zurückzuführen, erhielt man in Mossul erneut Meldung darüber, dass die osmanischen Offiziere dieser Vereinbarung in einigen Fällen nicht nachgekommen waren, nachdem sie Nusaybin erreicht hatten. Der lokale Kamelbesitzer Saiyid Hadi ibn Abdallah bat die britischen Behörden daher um Hilfe und um Einhaltung der zuvor versicherten Zusage.<sup>76</sup>

---

74 Mündliche Kommunikation, Chief of the Turkish VI Army Staff to Fanshawe's Column, 9. November 1918, in: Suggested Armistice Terms for Turkey, Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, The National Archives (UK), WO 32/5761.

75 Memorandum by the Office of the Political Officer, Mossul, 10. November 1918, in: Suggested Armistice Terms for Turkey, Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, The National Archives (UK), WO 32/5761.

76 Memorandum by the Office of the Political Officer, Mossul, 17. Dezember 1918, in: Suggested Armistice Terms for Turkey, Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, The National Archives (UK), WO 32/5761.



Abb. 4.5: Foto von ICC Kamelen, in: Pine Bluff Daily Graphic, 21. September 1916.<sup>77</sup>

Kamele galten demnach weiterhin als wichtige Ressource, nicht zuletzt da sie zu Transportzwecken in der Region auch in Friedenszeiten benötigt wurden. Für viele Soldaten des ICC waren aus den Tieren im Laufe des Krieges allerdings treue Begleiter auf den täglichen Märschen geworden. Durch die Aufstellung des ICC selbst hatten nicht zuletzt die Tiere selbst eine gewisse Berühmtheit erlangt, wurden sie doch gerne auf Bildern und in Illustrationen zum Kriegsgeschehen im Mittleren Osten gezeigt, nicht zuletzt um die semiotische Präkonditionierung der Leserinnen und Leser zu bedienen, schließlich galt das Kamel wohl das »orientalische« Tier schlechthin. Die Beziehung der Soldaten des ICC zu ihren Reittieren war jedoch noch wesentlich intensiver und soll hier kurz etwas näher betrachtet werden, um zu zeigen, wie sich diese spezielle Mensch-Tier-Beziehung in der Zeit des Ersten Weltkrieges gestaltete.

In einer Erinnerung wird besonders die Konnotation des Kamels mit dem Nachschub hervorgehoben, wenn es heißt: »Wenn eine Kompanie

<sup>77</sup> Trainload of Camels Belonging to Imperial Camel Corps Leaving Cairo for Front, in: *Pine Bluff Daily Graphic*, 21. September 1916: 1.

an einem entfernten Außenposten Dienst tat, war die Zeit der Ankunft der Kamele mit der Ration zugleich das Signal für den Beginn der Rationsmüdigkeit (*ration fatigue*). Dann schlängelte sich die Reihe der Tiere gemächlich durch die Lücken im Stacheldraht, die Nasen in einem aristokratischen Grinsen hoch erhoben [...].« (Wilson 1920: 17) Zuallererst freuten sich die Soldaten beim Anblick der Tiere also über den Nachschub, der die Rationierung zumindest für einen kurzen Moment aufhob und einen Augenblick des Überschusses generierte. Zugleich wurde die Ankunft der Kamele mit der Zustellung der Post aus der Heimat assoziiert, so dass der Einmarsch einer Karawane durchaus positive Gefühle auslöste. Gleichzeitig mussten die Männer vorsichtig sein, wenn sie sich voller Euphorie den ankommenden Tieren näherten, denn »[d]as Kamel setzt sich mit einer Reihe von Stößen nieder, und nicht ohne vorsichtige Blicke auf seinen Kopf zu werfen, lösen die Männer das komplizierte Seilgeflecht und beginnen mit dem Abladen.« (Ebd.) Es konnte also durchaus gefährlich werden, sich den Tieren nach den Strapazen eines langen Marsches allzu schnell und sorglos zu nähern.

Im Gegensatz zu diesen marginaleren Erfahrungen, die im Prinzip von allen, die im Mittleren Osten während des Ersten Weltkrieges Dienst im Feld taten, geteilt wurden, hatten die Männer des ICC eine wesentlich intimere Verbindung zu ihren Kamelen, mit denen sie im Prinzip rund um die Uhr beschäftigt oder zusammen waren. Hogue fasst diesen Umstand ebenfalls treffend zusammen, wenn er schreibt, dass »[e]s vielleicht zehntausend Australier gibt, die nie eine Karte von Ägypten oder Palästina sehen, nie etwas vom Ersten Weltkrieg hören, nie ein Weihnachtslied singen oder hören werden [...], ohne an Kamele zu denken.«<sup>78</sup> Kamele wurden quasi zur animalischen Inkarnation der Weltkriegserfahrung des ICC und damit vieler Australier gleichermaßen. Die Tiere inspirierten nicht nur viele Künstler und Beobachter, die über den Krieg berichteten und diesen in ihren literarischen und künstlerischen Werken verarbeiteten (Butler 2024). Sie wurden vielmehr zu einem semiotischen Bezugspunkt im kollektiven Gedächtnis derer, die den Tieren im Zuge ihres Dienstes im Mittleren Osten häufig begegnet und so zu einem unweigerlichen Teil ihrer Erinnerung geworden waren.

---

78 Trooper Bluegum, *The Camel Brigade*, in: Gullet/Barrett (1919: 125–131, hier 125).



Abb. 4.6: Umschlaginnenseite von Gullett and Barrett, Australia in Palestine (1919), künstlerische Arbeit von David Barker.

Hogue gibt dieser durchaus intimen Beziehung in seiner Schilderung des ICC Ausdruck aus Sicht der Soldaten, wenn er zusammenfasst, dass

»Kamele in den Tagen von Armageddon eine so wichtige Rolle in ihrem Leben spielten. Sie lebten auf Kamelen; sie schliefen immer in der Nähe von Kamelen und oft auf Kamelen; und Kamele trugen ihr Essen, ihr Wasser, ihre Kleidung, ihre Decken. Das Letzte, was sie sahen, als sie nachts einschliefen, war eine Reihe langhalsiger Kamele, die sich als Silhouetten gegen den kahlen Horizont abzeichneten. Das Erste, was sie nach dem Wecken hörten, war das raue Geräusch eines Kamels, das in der Wildnis seine Stimme erhob.«<sup>79</sup>

Es gab nichts anderes als Kamele, tagein und tagaus, tagsüber und nachts. Es gab kein Entkommen, keinen kamelfreien Raum. Die zunächst gehetzte Abscheu wandelte sich schließlich nach und nach zu einer gewissen Kameraderie, auch wenn das nicht umgehend geschah, denn, so Hogue weiter, »Keiner von uns mochte seine Kamele wirklich. Ehrlich gesagt, die meisten von uns verabscheuten sie. Sie waren ein notwendiges Übel.

79 Trooper Bluegum, The Camel Brigade, in: Gullet/Barrett (1919: 125–131, hier 125).

Bei einem Feldzug durch die Wüste waren sie unverzichtbar: also wurden sie geduldet. Aber viele, viele Monate lang verfluchten die Kamelreiter sie ohne Unterlass als die abscheulichsten, dümmsten und verrücktesten Tiere, die jemals die Erde belästigten.«<sup>80</sup>

Es ist jedoch erstaunlich, wie sich die Abscheu vor den Tieren im Laufe der Zeit veränderte. Die Soldaten begannen ihre Kamele nicht nur zu akzeptieren, sondern verbrachten schließlich auch gerne ihre Freizeit mit den Tieren, insbesondere da diese die Möglichkeit bereitstellten, sportlichen Aktivitäten nachzugehen, die den Alltag der Männer nicht nur erleichterten, sondern durchaus sehr erheiterten. Das ICC hielt im Juni 1917 eine Sportveranstaltung ab, bei der neben den üblichen Kamelrennen nicht nur Kamelfußball gespielt wurde, sondern sich die Männer ebenfalls im Kamelringen miteinander messen konnten.<sup>81</sup> Im Laufe der gemeinsam verbrachten Zeit wurde den Soldaten des ICC darüber hinaus zunehmend bewusst, dass ihre Tiere ebenfalls kein leichtes Auskommen hatten, was ihnen eine gewisse Sympathie einbrachte. Ein Brief an den Herausgeber von *Barrak*, aus Sicht eines Kamels geschrieben, belegt diesen Umstand. Darin äußert sich ein Kamel, das sich selbst als beständigen Leser der Zeitschrift bezeichnet, wie folgt:

»Nun, Sir, ich muss sagen, es hat mich ganz schön geärgert – nichts als Gemurmel, Gemurmel, Gemurmel die ganze Zeit über uns arme Kamele, die ganz glücklich wären, wenn wir den ganzen Tag nichts anderes zu tun hätten, als zu essen und zu trinken – und dann noch einmal alles zu essen und zu trinken. Ich dachte mir: »Also, von allen ahnungslosen Tieren sind diese Menschen die Schlimmsten. [...] Manchmal werden wir Männern übergeben, die auf uns losgehen und uns heftig an der Krawatte<sup>82</sup> reißen, sodass unsere Nase wehtut. Danach scheinen sie überrascht zu sein, dass wir ihnen nicht erlauben, unseren Kopf zu berühren, und dass wir ihnen gegenüber übellaunig werden. Ich glaube, wenn sie wüssten, wie weh uns das tut, besonders wenn unsere Nasen empfindlich sind, würden sie es nicht tun.«<sup>83</sup>

80 Ebd.

81 Brigade Sports, in: *Barrak*, 1. Juli 1917: 7.

82 Anspielung auf das Geschirr, welches zum Führen von Kamelen benutzt wurde und das zudem an der Nase der Tiere befestigt war.

83 Letters to the Editor, in: *Barrak*, 1. September 1917: 4–5.

Im Sommer 1918, so schildert es Hogue später, »begannen [die Männer des ICC] einige der vielen Vorzüge des viel geschmähten Kamels zu erkennen.«<sup>84</sup> Als entschieden wurde, dass das Kamelkorps aufgelöst werden sollte und die Männer ihre Kamele wieder abgeben mussten, fühlten die Soldaten sich plötzlich traurig, hatten sie sich doch inzwischen an die Präsenz der Tiere, die nicht nur sie selbst, sondern auch Proviant und andere Dinge so lange getragen hatten, gewöhnt. Doch nun sollten sie sich von ihnen trennen, ebenso wie sie sich zuvor von ihren Pferden trennen mussten. Aufgrund der engen Mensch-Tier-Beziehung, die zwischen den Männern des ICC und ihren Kamelen aufgrund des Krieges in einem unwirtlichen geografischen Raum zustande gekommen war, empfanden die Soldaten nun durchaus eine gewisse Trauer, selbst wenn sie das Zustandekommen der Beziehung anfangs als sehr negativ empfunden und oft sogar abgelehnt hatten. Aus den ungleichen Partnern war inzwischen eine Gemeinschaft geworden, die nicht nur den Widrigkeiten des Raumes und des Krieges getrotzt hatte, sondern die nun auch emotional zusammengewachsen sein schien.

Dabei stellte die kurze historische Episode des ICC weder den Beginn noch das Ende der australischen Auseinandersetzung bzw. Erfahrung mit Kamelen dar. Erstmals waren Tiere in den 1840er Jahren nach Südastralien gebracht worden, bevor sie 20 Jahre später auch in Victoria eingeführt wurden. Zunächst wurden die Tiere von muslimischen Kamelführern betreut, die extra zu diesem Zweck in anderen britischen Kolonien (z. B. Indien und Afghanistan) angeworben worden waren. Im Inland von Australien waren es bald diese Experten, die einen profitablen Handel betrieben, bei dem der Transport von Kamelkarawanen besorgt wurde. Nachdem das Land bald darauf aber durch Eisenbahnen und Straßen erschlossen war, sank die Bedeutung dieser Transportmöglichkeit und die meisten Kamelführer reisten wieder aus. Der *Immigration Restriction Act* von 1901 machte im Anschluss daran eine Rückkehr relativ unmöglich, wobei die Kamele selbst im Land verblieben waren. Im Zuge des *Camels Destruction Act* von 1925 wurden in Südastralien die meisten Kamele, die sich noch im Land befanden, in die Wildnis entlassen. Während einige Tiere gejagt und erschossen wurden, zog sich das Gros der Tiere ins Inland zurück, wo heute nach Schätzungen etwa 500 000 Kamele leben,

---

84 Trooper Bluegum, *The Camel Brigade*, in: Gullet/Barrett (1919: 125–131, hier 125).

vor allem in der Simpson und Great Sandy Wüste (Barrett 2019: 118–119). Ungeachtet dieser Geschichte entstand keine besonders intensive Mensch-Tier-Beziehung zwischen Kamel und Menschen in Australien selbst und es ist die Geschichte des ICC, die bis heute und vermutlich eher romantisierend mit den Tieren in Verbindung gebracht wird. Insgesamt betrachtet hat diese außerhalb Australiens jedoch wesentlich weniger populär-kulturelles Gewicht als die Geschichte eines anderen bekannten Vertreters des Britischen Empire während des Ersten Weltkrieg im Mittleren Osten: Lawrence von Arabien.

#### 4.4 Großbritanniens bekanntester Kamelreiter

Bereits lange bevor T.E. Lawrence (1888–1935) tödlich mit dem Motorrad verunglückte war seine Legende bereits etabliert (DeWeerd 1937: 198).<sup>85</sup> Der britische Oberst »erlangte seine Bekanntheit auf der überfüllten Leinwand der Führer des Weltkrieges, indem er die herkömmlichen Regeln für Militärporträts missachtete. Er versuchte, die Öffentlichkeit zu vermeiden, war aber damit überfordert. Er hatte, das ist wahr, eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Niemand konnte seine wissenschaftlichen Errungenschaften leugnen, seinen harten Mut, seine seltsame Selbstlosigkeit [oder] seine kompromisslose Ehrlichkeit anzweifeln.« (Ebd.) Seine Leistungen, die feindlichen Truppen während des arabischen Aufstandes gegen die Herrschaft des Osmanischen Reiches auf der arabischen Halbinsel zu binden und damit den Krieg zu Gunsten des Britischen Empire zu beeinflussen machten ihn zu einer bekannten Figur innerhalb der britischen Öffentlichkeit. Für andere war Lawrence ein militärisches Genie, obwohl Zeitgenossen ihn ebenfalls als »komischen kleinen Bastard« bezeichneten (DeWeerd 1937: 198–199). Während der arabische Aufstand zunächst eher einen Nebenkriegsschauplatz darstellte und der wegen der militärischen Gegebenheiten in großen Teilen als Guerilla-Operation geführt werden musste, war für Lawrence von Beginn an klar, dass »es ein

85 Zu Leben und Wirken vgl. Anderson (2013), Hulsman (2009), James (2008), Mousa (1966), Stang (2002) und Stewart (1977).

arabischer Krieg war, der von Arabern für ein arabisches Ziel in Arabien geführt wurde.« (Lawrence 1922: 21)

Der Guerilla-Krieg den Lawrence im Südosten des Osmanischen Reiches koordinierte war ein anstrengendes Unternehmen, von dem sich der britische Offizier jedoch viel erhoffte: »Ich wollte eine neue Nation gründen, einen verlorenen Einfluss wiederherstellen ... die Grundlagen, auf denen ein inspirierter Traumpalast ... nationaler Gedanken errichtet werden könnte.« (Lawrence 1922: 23) Besonders stolz war er, dass kein englisches Blut für diesen Traum vergossen worden war, selbst wenn Lawrence des Öfteren vom Verhalten der britischen Politik gegenüber den Arabern Beschämt worden war: »Ich beruhige mich mit der Hoffnung, dass ich diese Araber, indem ich sie wie verrückt zum finalen Sieg führte, mit Waffen in der Hand in eine derart sichere (wenn nicht gar beherrschende) Position bringen würde, dass es den Großmächten aus rationellen Gründen zu einer gerechten Regelung ihrer Ansprüche raten würde.« (Lawrence 1922: 24) Mit seinen Guerilla-Operationen musste sich Lawrence folglich nicht nur der osmanischen Besatzung, sondern gleichfalls britischen Interessen in diesem Gebiet erwehren, was ihm nicht immer zu gelingen schien. Am 5. Juni 1916 hatte die arabische Revolte mit einer Attacke der Scherifen Ali und Feisal, Söhne des Scherifen von Mekka, auf Medina begonnen und am 9. Juni erhob sich letztgenannter offiziell gegen die osmanische Herrschaft (Garnett 1938: 210). Zu dieser Zeit arbeitete Lawrence noch als »Kartenoffizier im neuen Geheimdienstministerium Ägyptens, zu dem eine Gruppe außergewöhnlich brillanter Männer gehörte« (Garnett 1938: 181), an einem Schreibtisch gearbeitet. Dort war er, »[a]ls Unteroffizier im Stab, ohne Sam-Browne-Gürtel und immer in lockerer Hose, [der] auf einem Triumph-Motorrad zwischen Kairo und Bulaq umherraste, [...] in den Augen seiner Vorgesetzten eine Beleidigung« (Garnett 1938: 182) und wollte sich nicht wirklich integrieren. Seine Vorgesetzten dürften daher mehr als dankbar gewesen sein, als man Lawrence zu Feisal schickte, um Verbindung mit den aufständischen Arabern aufzunehmen. Die Wahl sollte sich schließlich als richtig erweisen, denn Lawrence hatte einige Vorteile aufzuweisen:

»Er sprach fließend Arabisch und hatte umfassende Kenntnisse der Stammesgeschichten und -bräuche. Auf die Probe gestellt, konnte er die Araber in den Dingen, die sie als die wesentlichen Dinge des Soldatentums betrachteten,

übertreffen. Man sagte, er sei ein todsicherer Schütze mit einer Pistole. Er war stark genug, um ein Gewehr an der Mündung auf Armlänge parallel zum Boden zu halten. Er konnte mehr als die besten arabischen Stammesangehörigen ertragen und schneller als diese reiten.« (DeWeerd 1937: 200)

Dabei musste auch »Prinz Dynamit« (Garnett 1938: 184), wie er von den Arabern später wegen seiner erfolgreichen Sabotageaktionen mit Sprengstoff genannt wurde, zunächst erst den Umgang mit Kamelen erlernen, als er von Kairo aufbrach: »Ich hatte nicht die Zeit, mich allmählich an die pestende Hitze der arabischen Sonne und die langwierige Monotonie des Kamelritts zu gewöhnen.« (Lawrence 1922: 86)

Schon bald sollte sich Lawrence jedoch daran gewöhnen, würde er doch das Gros der nächsten Jahre in der Wüste verbringen und zusammen mit den Beduinen leben. Diese Erfahrung prägte ihn sehr und er erinnerte sich später, wie folgt:

»Jahrelang lebten wir irgendwie miteinander in der nackten Wüste, unter dem gleichgültigen Himmel. Tagsüber ließ uns die heiße Sonne gären, und der peitschende Wind machte uns schwindlig. Nachts spannte uns der Tau und das zahllose Schweigen der Sterne schämte uns in Geringfügigkeit. Wir waren eine egozentrische Armee ohne Parade oder Geste, der Freiheit ergeben, dem zweiten Glaubensbekenntnis der Menschheit, einem so gierigen Ziel, dass es all unsere Kraft verschlang, einer so transzendentalen Hoffnung, dass unsere früheren Ambitionen in ihrem Glanz verblassten.« (Lawrence 1922: 27)

Lawrence war bekümmert darum, was aus dieser Armee werden könnte, wenn es kein freier Staat war, den sie begründen könnten. In einem Brief vom 22. März 1915 hatte er bereits Ideen für ein freies Syrien geäußert, die sich gegen den französischen Verbündeten richteten.<sup>86</sup> Schon früh hatte Lawrence für eine Zusammenarbeit mit den arabischen Stämmen geworben, seine Ideen trafen in den Reihen der Offiziere der Britischen Armee jedoch nur auf wenig Verständnis oder Gegenliebe (Garnett 1938: 202).

Lawrence gibt später zu, dass er auch für die Araber zunächst ein Fremder war, der sich nur schwer an deren Sitten und Gebräuche gewöh-

86 Brief D. G. Hogarth, Port Said, 22. März 1915, in: Garnett (1938: 195–196).

nen konnte, so dass er bald dazu überging, so wenig wie möglich auffallen zu wollen und sich nach und nach anpasste (Lawrence 1922: 28–29). Diese Anpassung schien notwendig, denn jeder Fehltritt in der Wüste konnte mit dem Tod enden, zumal »[d]er Lebenswandel der Beduinen war selbst für diejenigen, die bei ihnen aufgewachsen waren, hart und für Fremde furchtbar: ein Tod im Leben.« (Lawrence 1922: 29) Das Leben in der Wüste machte die Beduinen für Lawrence augenscheinlich zunächst emotional unnahbar, doch mit zunehmender Erfahrung ihrer Lebensweise und des alltäglichen Kampfes ums Überleben konnte der britische Offizier die Menschen nach und nach besser verstehen. Er selbst sollte, insbesondere aufgrund des großen Medieninteresses an seiner Person und seinen Guerilla-Aktionen zu einem der »Medienstars« des Ersten Weltkrieges werden und niemand sonst verkörperte das, was sich Leserinnen und Leser dieser Zeit mit dem »Orient« verknüpften mehr als Lawrence von Arabien, dessen Bild auch den »Orientalismus« weiterer Generationen beeinflussen sollte (vgl. Jacob 2022b: 75–102).

Nach einer anstrengenden Reise mit Kamelen erreichte Lawrence im Dezember 1916 das Lager von Scherif Feisal.<sup>87</sup> Ungeachtet der Strapazen war er von seinem Kamel begeistert: »Mein Kamel war eine wahre Freude für mich, denn ich war noch nie auf einem solchen Tier gesessen. In Ägypten gab es keine guten Kamele, und die Kamele aus der Sinai-Wüste waren zwar robust und stark, aber sie waren nicht darauf trainiert, so sanft und schnell zu reiten wie die kräftigen Reittiere der arabischen Prinzen.« (Lawrence 1922: 80) In Feisals Lager traf Lawrence dann auch zum ersten Mal auf die arabischen Truppen, die überwiegend aus einem Kamelkorps bestand.<sup>88</sup> In einem Brief an seinen Vorgesetzten beschreibt er Feisals Armee etwas genauer wie folgt:

»Die Marschordnung war ziemlich prächtig und barbarisch. Feisal vorne [...]; ich zu seiner Linken in Weiß und Rot; hinter uns drei Banner aus purpurner Seide mit goldenen Spitzen; hinter ihnen drei Trommler, die einen Marsch spielten, und wieder hinter ihnen eine wild hüpfende Masse von 1 200 Kamelen der Leibwache, alle so dicht zusammengedrängt wie möglich, die Männer

87 Brief an Colonel C. E. Wilson, Yenbo, 6. Dezember 1916, in: Garnett (1938: 211–213).

88 Brief an Colonel C. E. Wilson, 8. Januar 1917, in: Garnett (1938: 214–221, hier 217).

in den unterschiedlichsten Farben gekleidet und die Kamele in fast ebenso prächtigen Aufmachungen, und die ganze Menge sang aus voller Kehle ein Kriegslied zu Ehren von Feisal und seiner Familie. Es sah aus wie ein Fluss aus Kamelen, denn wir füllten das Wadi bis zum Rand seiner Ufer und strömten in einem Viertelmeilen langen Strom dahin.«<sup>89</sup>

Lawrence ging aufgrund seiner Beobachtungen vor Ort davon aus, dass diese Truppenverbände am besten in kleineren Einheiten operierten und in großer Zahl eher unbrauchbar waren, u. a. wenn sie gegen eine ähnlich große Zahl ausgebildeter Truppen antreten müssten.<sup>90</sup> Da das Gesuch von Lawrence und Feisal, Panzerfahrzeuge zu erhalten, abgelehnt worden war, hatten sie schließlich gar keine andere Möglichkeit als gegen die osmanischen Truppen in der Region einen Guerilla-Krieg zu führen.<sup>91</sup>

Lawrence hatte die »enormen Mobilitätskräfte« (DeWeerd 1937: 201), die ihm durch die Beduinen und ihre Kamele zur Verfügung standen, erkannt und richtete seine Aktionen entsprechend nach diesen Gegebenheiten aus. Die Kamele spielten dabei eine wichtige Rolle, denn sie waren die Garanten dieser Mobilität und gleichzeitig, wie schon bei den bereits besprochenen Militäroperationen im Sinai-Gebiet und in Palästina das logistische Rückgrat des Erfolges. In einem Operationsgebiet, das von extremen Temperaturen und einer beschwerlichen Trockenheit gekennzeichnet waren, sollten es die Kamele sein, die Lawrence zum Vorteil gereichten, wenn er seine auf Mobilität und schnellen Einsätzen basierenden Pläne ausarbeitete, um die osmanischen Besatzungstruppen immer wieder durch Attacken auf die Nachschublinien und Angriffe auf die Bahnlinien unter Druck zu setzen.<sup>92</sup> Lawrences Vorgesetzte hatten hingegen keinerlei Zweifel daran, dass es der Einsatz der britischen Offiziere

---

89 Ebd., 216–217.

90 Ebd., 217–218.

91 General Headquarters, Egypt an War Office, 29. Dezember 1918, The National Archives, Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, WO 32/5729; Bemerkung von Major Maughan, 30. Dezember 1918, The National Archives, Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, WO 32/5729.

92 Vgl. u. a. Brief an Colonel C. E. Wilson, Wejh, 9. März 1917, in: Garnett (1938: 222–223).

war, der für den Sieg entscheidend war. General Sir Reginald Wingate (1861–1953) zum Beispiel zögerte in seiner Beschreibung der Erfolge der militärischen Operationen zwischen Juni 1917 und Juni 1918 nicht, zu erklären, warum die arabischen Streitkräfte so effizient waren, weshalb sein Bericht hier ausführlich zitiert werden soll:

»Im September und Oktober wurde die Eisenbahn an verschiedenen Stellen zwischen Tebuk und Medina erneut ständig angegriffen, was zu einer effektiven Verkehrsunterbrechung führte und dem Feind erhebliche Verluste an Material und Personal zufügte. [...] Obwohl die hier kurz zusammengefassten Aufzeichnungen dieser Operationen nur wenige militärische Erfolge von herausragender Bedeutung enthalten, dürfen die allgemeinen Ergebnisse der anhaltenden Aggression der Araber gegen die feindlichen Kommunikationswege nicht unterschätzt werden. [...] Der moralische und materielle Druck, dem der Feind während der letzten 12 Monate ununterbrochen durch einen beweglichen und nahezu unverwundbaren Feind ausgesetzt war, lässt sich an der Tatsache abschätzen, dass zwischen Tebuk und Medina in diesem Zeitraum insgesamt über 15 000 Schienen, 52 Durchlässe und fünf Brücken zerstört, zwei Züge durch elektrische Minen völlig dem Erdboden gleichgemacht, mehrere Bahnhofsgebäude und eine beträchtliche Menge an rollendem Material niedergebrannt, die Kommunikation per Telegraf und Telefon fast täglich unterbrochen war, 450 türkische Tote von den Arabern begraben und fast doppelt so viele Gefangene gemacht wurden, während zu den materiellen Eroberungen im gleichen Zeitraum fünf Feldgeschütze, vier Maschinengewehre, fast 1 000 Gewehre und große Mengen Munition sowie türkisches Gold im Wert von 25 000 Türk. Pfund und mehrere große Konvois gehörten, die Vieh und Vorräte aus dem Osten nach Medina transportierten. [...] Der Erfolg der Araber ist größtenteils [orig. »[fast ausschließlich] dem unermüdlischen Einsatz der britischen und alliierten Offiziere der Scherif-Streitkräfte zu verdanken, denen die Konzeption, Organisation und in hohem Maße die Durchführung dieser Operationen zu verdanken ist, obwohl sie oft unter äußerst schwierigen klimatischen Bedingungen arbeiteten« [gelöscht: und ständig durch einheimische Eifersucht und Unfähigkeit behindert wurden].«<sup>93</sup>

93 Bericht von General Sir Reginald Wingate über militärische Operationen, durchgeführt vom König von Hedjaz, Juni 1917 – Juni 1918, Ramleh, 15. Juni 1918, The National

Wingates Einschätzung war sicherlich nicht ganz falsch, wenn auch dezidiert anthropozentrisch, denn der Einsatz von Kamelen wird hier überhaupt nicht erwähnt, obwohl gerade diese Tiere die verschiedenen Aktionen der Guerilla-Einheiten in dieser Region erst ermöglicht hatten.

Ungeachtet des großen Mobilitätsvorteils seitens der arabischen Guerilla-Verbände, brauchte auch Lawrence eine sichere Operationsbasis. Die Araber »brauchten Akaba« (Garnett 1938: 223). Von Seeseite war die Stadt am Golf von Akaba (Seitenarm des Roten Meeres) nicht einzunehmen und die gegenüberliegende Seite war von einer Wüste geschützt, so dass ein Angriff von Land aus scheinbar unmöglich war. Lawrence entschied sich jedoch dazu, die Wüste mit einer kleinen Anzahl von Arabern zu durchqueren, in der Hoffnung einige der nördlichen Stämme zur Zusammenarbeit und zum Angriff auf Akaba überreden zu können. Dieser Coup gelang ihm tatsächlich, und bis zum 18. Juni 1917 hatte er »535 Toweiha (von denen 25 Reiter waren), etwa 150 Rualla [...] und Sherarat [...] und 35 Kawachiba [...] [rekrutiert].«<sup>94</sup> In den nächsten Tagen verhandelte Lawrence weiter mit den lokalen Howeitat über deren Unterstützung, während man einige Bahngleise in der Umgebung attackierte.<sup>95</sup> Am 2. Juli kam es bei Aba el-Lissan zu einer Schlacht mit osmanischen Truppen, die an einer Quelle kampierten:

»Wir saßen den ganzen 2. Juli hier [auf den Hängen], beschossen die Türken den ganzen Tag ununterbrochen und fügten ihnen einige Verluste zu. Die Türken antworteten mit Schrapnells aus einem Gebirgsgeschütz und feuerten 20 Schüsse ab, was alles war, was sie hatten. Die Granaten streiften die Berggipfel und explodierten weit entfernt über den Tälern dahinter. Als die Sonne unterging, sammelte Auda Abu Tayi 50 Reiter, die jetzt bei uns waren, in einem hohlen Tal etwa 200 Meter von den Türken entfernt, aber in Deckung, und stürmte plötzlich in wildem Galopp in ihr Gedränge hinein, wobei er wütend aus dem Sattel feuerte. Die Unerwartetheit des Vorgehens schien die Türken (etwa 550 Mann stark) in Panik zu versetzen, und nach ei-

---

Archives, Records created or inherited by the War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies, WO 32/5577, 5–11.

94 T. E. Lawrence, *The Occupation of Akaba*, in: *Arab Bulletin* 59, abgedruckt in: Garnett (1938: 231–236, hier 231).

95 Ebd., 232.

ner Salve Gewehrfeuer zerstreuten sie sich in alle Richtungen. Dies war unser Signal, und der gesamte Rest unserer Truppe (vielleicht 350 Mann [...]) raste die Berghänge hinunter in die Senke, so schnell die Kamele es konnten. Die Türken waren alle Infanterie und die Araber alle beritten, und das Durcheinander in der Abenddämmerung um die Quelle, wo 1000 Männer wie verrückt schossen, war beträchtlich. Als die Türken sich zerstreuten, wurde ihre Lage sofort hoffnungslos, und in fünf Minuten war es bloß ein Massaker. Insgesamt zählte ich 300 tote Feinde in der Hauptposition, und ein paar Flüchtlinge könnten weiter weg getötet worden sein, obwohl die Mehrheit unserer Männer direkt zum türkischen Lager ging, um es zu plündern, bevor die letzten Schüsse abgefeuert wurden.<sup>96</sup>

Auda selbst war nur knapp dem Tod entgangen, denn zwei Schüsse, die auf ihn abgegeben worden waren, hatten lediglich sein Fernglas zerstört, eine weitere steckte in seinem Revolverhalfter, drei hatten sein Schwert getroffen und eine das Pferd auf dem er saß getötet.<sup>97</sup> Viele der Gefangenen hatten weniger Glück, denn sie starben auf dem weiteren Marsch, da nicht genügend Kamele zur Verfügung standen, um ausreichend Wasser und Verpflegung für die nun um die osmanischen Soldaten angewachsene Truppe zu transportieren.

Der eigentliche Fall Akabas war schlussendlich aber wesentlich weniger spektakulär als das später im bekannten Film *Lawrence von Arabien* (1962) dargestellt wurde. Die Stadt wurde von den osmanischen Befehlshabern übergeben, um ein Massaker zu verhindern und am 6. Juli marschierten die arabischen Verbände ein (Garnett 1938: 235). Die Lage vor Ort war jedoch schwierig, denn es gab zu wenig Verpflegung für die zahlreichen Gefangenen sowie die neuen Herren der Stadt. Um den Bedarf zu decken, waren auch Kamele geschlachtet worden und es wurde zu Datteln gegriffen, die eigentlich noch nicht reif waren. Bis am 13. Juli Nachschub auf der *H. M. S. Dufferin* eintraf, blieb die Lage deshalb mehr als angespannt. Lawrence hatte Akaba jedoch bereits am Tag des Einmarsches wieder verlassen, um im britischen Hauptquartier Meldung über die Einnahme der

---

96 Ebd., 233.

97 Ebd., 234.

Stadt zu erstatten.<sup>98</sup> Der folgende Gewaltmarsch durch die Wüste auf den Kamelen zählt bis heute zu den Ereignissen, die seine spätere Legende wesentlich mitbestimmt hatten: Lawrence und acht Männer hatten die Stadt verlassen und kamen drei Tage später in El Schatt in Ägypten an, um sofort über die Ereignisse zu berichten, obwohl er »von den 2 100 Kilometern auf einem Kamel in den letzten 30 Tagen ziemlich erschöpft war.«<sup>99</sup> Die Nachricht von Lawrences Sieg verbreitete sich schnell und seine Leistung wurde als »sehr bemerkenswerte Leistung angesehen, die eine Demonstration von Mut, Einfallsreichtum und Ausdauer erforderte, die selbst in diesen Tagen, in denen tapfere Taten an der Tagesordnung sind, bemerkenswert ist.«<sup>100</sup>

Die Strapazen ließen jedoch auch einen Mann wie Lawrence nicht kalt. Zwar hatte er sich inzwischen an das Leben in der Wüste und das Reiten auf Kamelen gewohnt, trotzdem begann er allerdings sich alt zu fühlen. Einem Freund schrieb er am 24. September 1917 aus Akaba: »Jedes Jahr hier draußen in Arabien zählt zehn« und »[i]ch werde dieses Spiel nicht mehr lange durchhalten: Die Nerven gehen zur Neige und die Laune wird dünn.«<sup>101</sup> Lawrence befand sich in einer Art Identitätskrise, die nicht zuletzt von den traumatischen Erlebnissen des Krieges ausgelöst worden war:

»In einer so engstirnigen und unersättlichen Operation wie dieser verliert man seine Vergangenheit und sein Gleichgewicht und wird hoffnungslos egozentrisch. [...] ich hoffe, dass ich aufwache und wieder lebendig werde, wenn der Albtraum vorbei ist. Dieses Töten und Töten von Türken ist schrecklich. Wenn man am Ende reinstürzt und sie überall in Stücken vorfindet und viele von ihnen noch am Leben sind, und weiß, dass man Hunderte auf die gleiche Weise schon einmal getötet hat und Hunderte weitere töten muss, wenn man kann.«<sup>102</sup>

98 Brief an General Clayton, Kairo, 10. Juli 1917, in: Garnett (1938: 225–231, hier 228).

99 Auszug aus einem Bericht über die Reise von Captain T.E. Lawrence von WJH nach NEHL – 1 300 Meilen – enthalten in einem Brief von Sir. R. Wingate an Sir William Robertson, 11. Juli 1917, The National Archives, Records of the Cabinet Office, CAB 45/76: 2.

100 Ebd.

101 Brief an einen Freund, Akaba, 24. September 1917, in: Garnett (1938: 237–238).

102 Ebd., 238.

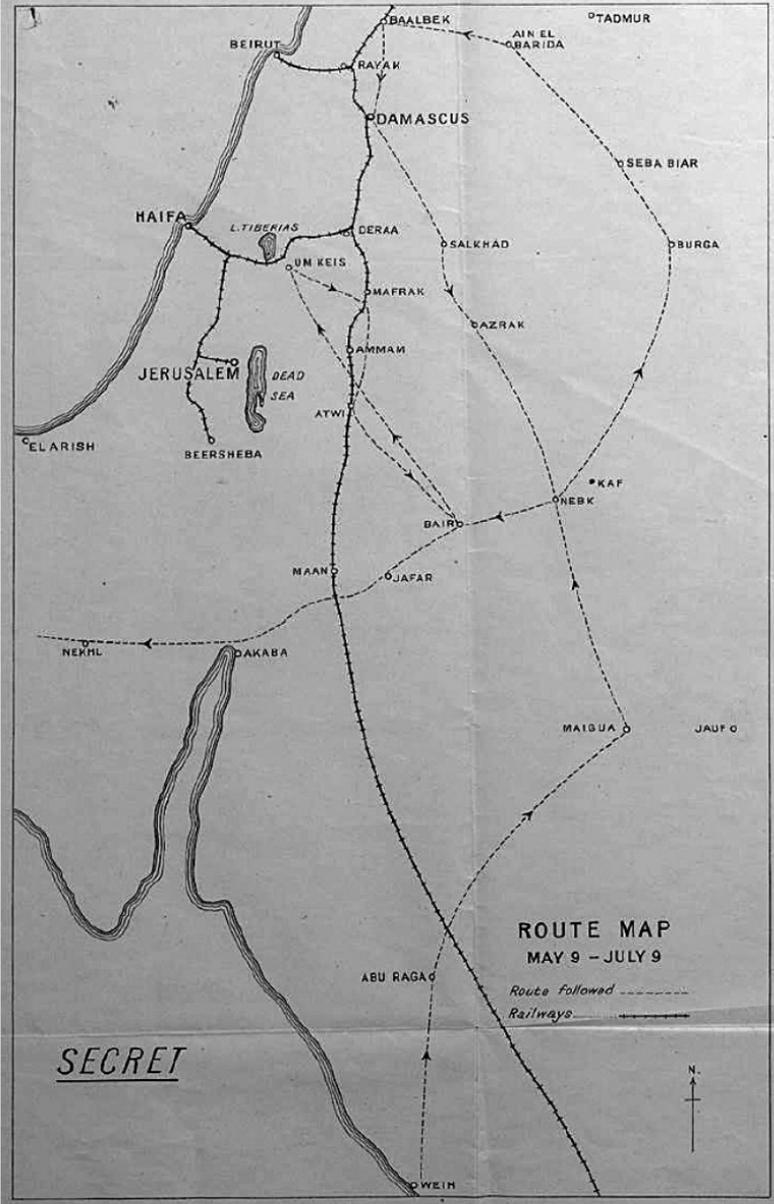


Abb. 4.7: Karte von Lawrences Kamelreise zwischen Mai und Juli 1917.<sup>103</sup>

Es war jedoch nicht nur die Gewalt des Krieges, die ihren Tribut von Lawrence forderte: »In meinem Fall haben mich die jahrelangen Bemühungen, in der Kleidung der Araber zu leben und ihre geistigen Grundlagen nachzuahmen, von meinem englischen Selbst befreit und mir ermöglicht, den Westen und seine Konventionen mit neuen Augen zu sehen: Sie haben alles für mich zerstört.« (Lawrence 1922: 30)

Lawrence fühlte sich gewissermaßen gefangen zwischen den beiden Rollen, die er spielte. Als Führer eines arabischen Aufstandes, der nie ganz der seine sein würde und als Repräsentant des britischen Imperialismus in der Region, den er eigentlich hasste. Diese Situation bereitete ihm Unbehagen, u. a. weil er sich fühlte, als hätte er »eine Form fallengelassen und die andere nicht angenommen.« (Ebd.) Gleichzeitig hatte er erkannt, wie verschieden die Welten, in denen er bisher gelebt hatte doch waren, wie anders das Leben in der Wüste doch war und wie stark das Überleben dort von der Verfügbarkeit von Wasser und Kamelen, die im Frieden sowie im Krieg unabdingbar schienen, abhing (Lawrence 1922: 34). Die Geschichte von »Lawrence von Arabien« gewann an Bedeutung, als der amerikanische Journalist Lowell Thomas (1892–1981) die Ereignisse im Nahen Osten im Rahmen anderer Reiseberichte über seine Erfahrungen während des Ersten Weltkrieges einem größeren Publikum bekannt machte (Thomas 1924). Während Lawrence selbst eine eher ambivalente Wahrnehmung erfuhr, insbesondere als jemand, dessen Arbeit mit den Kriegsanstrengungen des Britischen Empires zusammenhing, wollte er zwar die arabischen Interessen und schließlich die Unabhängigkeit sichern, doch in der öffentlichen Wahrnehmung seiner Aktivitäten war er der einsame weiße Held unter wilden Menschen. Seine Erfolge stimulierten die westliche Vorstellung, dass die Menschen im Nahen Osten eine »weiße Retterfigur« brauchten, um tatsächlich etwas zu erreichen. Für Lawrence war das, wie er später betonte, nie der Fall. Ebenso war seine eigene Beziehung zu den arabischen Völkern und den Beduinen, mit denen er lebte und kämpfte, viel komplexer, und er als auch Feisal müssen sich durch den Lauf der Geschichte betrogen gefühlt haben, ungeachtet ihrer Erfolge in der zweiten Hälfte des Krieges: »Wir haben viele Leben in diesen wirbelnden Feldzügen gelebt und uns nie geschont. Doch als wir Erfolge erzielt hatten und die neue

Welt anbrach, kamen die alten Männer wieder hervor und nutzten unseren Sieg, um die Welt, die sie kannten, nach dem Vorbild der alten Welt, die sie kannten, wieder aufzubauen.« (Lawrence 1922: 22)

Mit der Bekanntheit von Lawrence, der oft auf einem Kamel oder in typischer arabischer Kleidung abgebildet wurde, stieg auch für einen Moment zumindest das Interesse an Kamelen, die erneut semiotisch aufgeladen zu *den* Tieren des Mittleren Ostens und der arabischen Welt wurden. Zusammen mit der Legende um »Lawrence von Arabien« wurde damit ein Raum für die Imagination eines Abenteurers auf dem Rücken von Kamelen entworfen, dass die populäre Imagination der Wüste und eines abenteuerlichen Ritts durch dieselbe für Jahre beeinflussen sollte. Ähnlich der Erfahrung des ICC und des CTC wurde in den Berichten um Lawrence und seine Guerilla-Aktionen deutlich, wie wichtig Kamele für die Region, aber noch umso bedeutender für die militärischen Erfolge des Britischen Empire während des Ersten Weltkrieges in dieser Region der Welt waren.

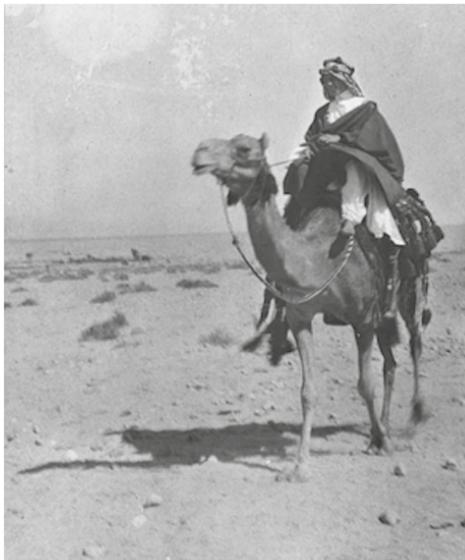


Abb. 4.8: Lawrence auf dem Kamel, T.E. Lawrence Collection, Imperial War Museum, Q 60212.



Abb. 4.9: Arabische Patrouille mit Kamelen, T.E. Lawrence Collection, Imperial War Museum, Q 59073.



Abb. 4.10: Feisals Truppen, T.E. Lawrence Collection, Imperial War Museum, Q 58861.



## 5 Schlussbetrachtung

Die Erkenntnisse, die die Analysen in den einzelnen Kapiteln ergeben haben, lassen sich prinzipiell recht einfach zusammenfassen. Tiere sind für den Verlauf, die Wahrnehmung und die Erinnerung von Kriegen von durchaus großer Bedeutung und stellten in den drei vorgestellten Fallstudien ein wichtiges Element in der Zeit der jeweiligen Kriege dar.

Während die britische East India Company das von ihr kontrollierte Territorium auf dem indischen Subkontinent sukzessiv erweiterte, war es vor allem der Zugang zu Elefanten, der einen entscheidenden logistischen Vorteil darstellte, denn die Dickhäuter konnten auch schwere Geschütze in unvorteilhaftem Terrain transportieren und trugen damit dazu bei, Heeresoperationen in vielen Teilen Indiens erst zu ermöglichen. Waren die Tiere zunächst als Formen der Herrschaftsrepräsentation und teilweise als herrschaftliche Insignien auf dem Schlachtfeld verwendet worden, änderte sich das bald durch die technologischen Anpassungen. Die Operationen der EIC setzten die lokalen Herrscher unter Druck, ihre militärische Macht zu überdenken, strategisch-taktische Konzeptionen zu verändern und bisher angewandte Methoden anzupassen. So wuchs der Einfluss von Infanterie und Artillerie, während sich die Rolle der traditionell wichtigen Kavallerie veränderte. Für die Elefanten bedeutete das zwar einen Rückzug vom klassischen Einsatz auf dem Schlachtfeld, aber gleichzeitig standen neue wichtige Aufgaben an, die sich vor allem im Bereich der Heereslogistik beim Transport von schweren Artilleriegeschützen fanden. Gleichzeitig versuchten die britischen Invasoren, den Zugang zu Elefanten zu limitieren, so dass nur die EIC auf diese tierische Kriegsressource zurückgreifen konnte. Die sich abspielenden Transformationsprozesse unterstreichen somit, dass die Tieren zugewiesene Rolle sehr stark vom jeweiligen Kontext und den militärischen bzw. geostrategischen Notwen-

digkeiten abhängt. Dessen ungeachtet beflügelte die Begegnung mit den majestätischen Tieren die Fantasie der Beobachter, die wiederum mit ihren Berichten über eigene Erfahrungen das europäische Elefantenbild der folgenden Jahrzehnte prägen sollten.

Im Burenkrieg zeigte sich ebenfalls schnell, dass ein klassischer Einsatz von Kavalleristen unpassend war. Ziemlich schnell wurde deshalb die Infanterie in eine berittene Truppe umgewandelt, die allerdings Pferde brauchte, um effizient eingesetzt werden zu können. Das Britische Empire war hier vor eine immense Aufgabe gestellt: Es mussten aus allen Teilen der Welt Pferde nach Südafrika gebracht werden, um die britische Kriegsmaschinerie, die sich vor allem der Guerilla-Taktiken der Buren in der zweiten Hälfte des Burenkrieges erwehren musste, am Laufen zu halten. Tausende Pferde wurden nach Südafrika verschifft, wo sie, dort angekommen, meist ohne ausreichende Akklimatisierung schnell auf dem Schlachtfeld »verheizt« wurden. Dessen ungeachtet stimulierte die Erfahrung im Umgang mit den Reittieren, vor allem bei australischen Soldaten, die Etablierung eines gewissen identitätsstiftenden Selbstbildes, das die nationale Selbstwahrnehmung der Australier – und das auch über den Burenkrieg hinaus – bestimmen sollte. Der Burenkrieg brachte folglich ebenfalls eine besondere Mensch-Tier-Beziehung hervor und unterstrich erstmals durch Monumente in den Folgejahren, dass die Rolle der Pferde nicht völlig unbeachtet blieb. Die treuen Gefährten wurden bisweilen ebenso in Ehren gehalten wie die menschlichen Kriegsteilnehmer, wobei es sich dahingehend noch um einzelne Gedenkinitiativen handelte.

Der Einsatz von Kamelen im Mittleren Osten zur Zeit des Ersten Weltkrieges wurde ebenfalls in erster Linie von den geografisch-klimatischen Notwendigkeiten diktiert, die das Kamel zu einer wichtigen Kriegsressource werden ließen. Um sich auf einen Einsatz im Sinai-Gebiet und Palästina ausreichend vorzubereiten, hatten die militärischen Befehlshaber entschieden, ein Kamelkorps aufzustellen. Numerisch eher klein gehalten war es doch eine beachtenswerte Einheit, die vor allem im Zuge der Erinnerung der vor allem australischen Freiwilligen in der Einheit auch nach dem Krieg einige Aufmerksamkeit erfuhr. Wesentlich wichtiger als diese berittene Infanterie, das Imperial Camel Corps, war der logistische Einsatz von Kamelen als Transporttiere im britischen Camel Transport Corps. Die Tiere leisteten wichtige Arbeit, wenn es da-

rum ging, die Truppen mit Nahrung und Wasser zu versorgen. Darüber hinaus transportierten sie Munition und andere Ausrüstungsgegenstände und sorgten stetig dafür, dass die britischen Truppen in der Region nicht vom Nachschub abgeschnitten wurden. Darüber hinaus entstand im Falle des ICC ebenfalls eine spezielle Mensch-Tier-Beziehung, selbst wenn anfangs eine gewisse Abneigung der australischen Soldaten gegen die »Bestien«, die sie nun anstatt ihrer geliebten Pferde reiten sollten, bestand.

In allen drei Fallstudien liefen multiple Transformationsprozesse ab, die zum einen danach verlangten, militärisch akzeptierte Grundannahmen zu revidieren und zu verändern. Dabei spielten gerade die untersuchten Reit- und Lasttiere eine bedeutende Rolle, ermöglichten sie doch erst die notwendigen Anpassungen. Zum anderen veränderte sich die Sicht der Menschen auf die entsprechenden Tiere, deren Wert militärisch redefiniert wurde, deren Wahrnehmung jedoch ebenfalls durch den steten Kontakt zwischen Mensch und Tier verändert wurde. Insgesamt betrachtet kann daher konstatiert werden, dass Kriege, je nach geografischem und militärstrategischem Kontext dazu beitragen, das menschliche Bild des Tieres zu verändern. In dieser Hinsicht nehmen Kriege als soziopolitisches Phänomen keine Sonderstellung ein, sie tragen aber, aufgrund des bestehenden Anpassungsdruckes, zu möglicherweise rapiden und durchaus umfassenden Veränderungen bei, die andernfalls nur langsam erfolgt wären. Zu diesen Veränderungen zählt gleichfalls, dass das massenhafte Leiden und Sterben der Tiere, also ihr steter Einsatz für den menschlichen Erfolg, nicht ignoriert worden war und bei vielen Soldaten und anderen Beobachtern eine gewisse Sympathie für die Tiere bedingte. In der Erinnerung an die jeweiligen Kriege und der eigenen post-kriegerischen Identifizierung des Menschen, spielen die Tiere damit eine entscheidende Rolle: Berittene Infanteristen, egal ob auf Kamel oder zu Pferd, nutzten ihr Reittier als Projektionsfläche zur Bestimmung der eigenen Identität. Die »Rough Rider« Südafrikas sind dabei ähnlich wichtig wie die Kamelreiter des Ersten Weltkrieges, insbesondere wenn es um die öffentliche Erinnerung und das kollektive Gedächtnis des Britischen Empire geht.

Diese Verbindung zwischen gelebter Erfahrung und erinnerter Imagination erlaubte es schließlich, heroische Konstruktionen wie »Lawrence von Arabien« zu schaffen, deren Erfolg eben auch auf der Expertise beruhte, ein Kamel zu reiten. Ähnliche Konstruktionen konnten schon zuvor

beobachtet werden, allerdings gewannen diese nach dem Ersten Weltkrieg nicht zuletzt aufgrund der Möglichkeiten medialer Inszenierung noch mehr Aufmerksamkeit als zuvor und ermöglichten es dadurch, Tieren Zugang zur menschlichen Imagination einer im Krieg situierten Mensch-Tier-Beziehung zu schaffen, die als besonders intim, freundschaftlich, ja sogar reziprok verstanden wurde, selbst wenn es fraglich bleibt, ob Tiere nicht eher als unfreiwillige Helden einer anthropozentrischen Kriegsmaschinerie zu betrachten sind. Die Studie konnte dessen ungeachtet zeigen, welchen Wert detaillierte Analysen von Mensch-Tier-Beziehungen in militärischen Kontexten, jenseits der einfachen numerischen Auflistung bestimmter Tiere haben kann. Weitere Arbeiten werden deshalb sicherlich nötig sein, um mehr darüber zu erfahren, wie sich Mensch-Tier-Beziehungen auch außerhalb der Heere des Britischen Empire gestalteten. Über den Vergleich bzw. die Abstraktion lassen sich dann vermutlich ebenfalls konkretere Aussagen für ein dezidiert theoretisches Verständnis dieser Beziehungen fassen.

## 6 Quellen- und Literaturverzeichnis

### 6.1 Verzeichnis archivalischer Quellen

#### *Australian War Memorial*

14th Light Horse Regiment, 1915–1927

1DRL/0355

Australian Imperial Force Unit War Diaries, 1914–1918

4 11/1

4 11/13/1

Private Record Donald Law Patrick Cameron

PR88/094

#### *British Library*

East India Company Factory Records (1595–1870)

IOR/A/2/23

IOR/C/137

IOR/C/139

IOR/G/18/17

IOR/G/28/2A

IOR/G/28/2C

#### *Bundesarchiv Berlin*

BArch R 8034-II/8170

#### *Cambridge University Library*

Barrak: The Camel Corps Review, WRC 402.

#### *Imperial War Museums, United Kingdom*

Army Service Corps Training (1911), Part III: Transport (London: His Majesty's Stationery Office, 1915), 04/41/02/576/3.

*National Archives of India*

PR\_000002382805

PR\_000002386709

PR\_000002387593

PR\_000003009640

*The National Archives, United Kingdom*

Air Ministry, the Royal Air Force, and related bodies' Records

AIR 1/2334/226/2/15

Cabinet Office Records

CAB 45/75

Foreign Office Records

FO 407/183

War Office, Armed Forces, Judge Advocate General, and related bodies' Records

WO 32/5761

WO 147/39

WO 158/986

WO 394/20

## 6.2 Zeitungen und Zeitschriften

Amarillo Daily News (Amarillo, TX)

Army and Navy Gazette

Barrak: The Official Organ of the Imperial Camel Corps

Bridgeport Evening Farmer (Bridgeport, CT)

Pine Bluff Daily Graphic (Pine Bluff, AR)

### 6.3 Gedruckte Quellen und Literaturverzeichnis

- Altieri, Riccardo (2016), Pferde im Zweiten Weltkrieg, in: Jacob, Frank, *Pferde in der Geschichte. Begleiter in der Schlacht, Nutztier, literarische Inspiration*, Darmstadt, S. 257–276.
- Amery, Leo (Hg.) (1900–1909), *The Times History of the War in South Africa*, 7 Bde., London.
- Anderson, Scott (2013), *Lawrence in Arabia. War, Deceit, Imperial Folly and the Making of the Modern Middle East*, New York.
- Badsey, Stephen (2008), *Doctrine and Reform in the British Cavalry 1880–1918*, Aldershot.
- Bakkes, C. M. (1979), Die kommandostelsel met spesiale verwysing na die historiese ontwikkeling van sy rangstruktuur, in: Nel P.G. (Hg.): *Die Kultuurontplooiing van die Afrikaner*, Pretoria, 294–313.
- Barrett, Captain James, (2019), In Their Steps. The ADF and Camels, in: *Australian Army Journal* 15:1, S. 117–132.
- Becker, Major Allan R. (2014), USAF, Problems in Desert Warfare, FMFRP 0–58, 19. Oktober 1990, <https://tinyurl.com/3m9t2ft> (26.04.2024).
- Beckett, Ian F.W. (2000), The South African War and the Late Victorian Army, in: Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, S. 31–44.
- Bender, Steffen (2009), *Der Burenkrieg und die deutschsprachige Presse. Wahrnehmung und Deutung zwischen Bureneuphorie und Anglophobie 1899–1902*, Paderborn.
- Bennell, Anthony S. (Hg.) (1998), *The Maratha War Papers of Arthur Wellesley. Jan.–Dec. 1803*, Stroud.
- Betteridge-Dyson, Lucy (2024), Animals (Version 1.1), in: Daniel, Ute et al. (Hg.) *1914–1918–online: International Encyclopedia of the First World War*, Freie Universität Berlin, <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/animals> (10.05.2024).
- Black, Jeremy (1991), *A Military Revolution? Military Change and European Society, 1550–1800*, London.
- Bou, Jean (2000), Modern Cavalry: Mounted Rifles, the Boer War, and the Doctrinal Debates, in: Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, S. 99–114.
- British Army Doctrine (1913), *Camel Corps Training: Provisional*, London.
- Bruce, Anthony (2002), *The Last Crusade: The Palestine Campaign in the First World War*, London.
- Burness, Peter/ Cornstalk, Tommy (2000), A Soldier's Impression of the War, in Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, S. 151–161.

- Butler, Janet (2024), Art as a Source for the History of War: James McBey's Long Patrol Images and Emotional Responses to the Sinai Campaign, in: *Australian Historical Studies* 55:1, S. 45–69.
- Callwell, Charles (1896), *Small Wars: Their Principle and Practice*, London.
- Chandler, Michael (2016), COIN Logistics: Let's Do Camels, in: *Small War Journal*, <https://smallwarsjournal.com/jrnl/art/coin-logistics-let%E2%80%99s-do-camels> (23.04.2024).
- Chaney, Sandra (2025), Conserving Comrade Horse: The German Army's Veterinary Service in World War II, in: Jacob, Frank (Hg.), *War and Animals. Non-Human Actors in Human Made Conflict*, Paderborn, S. 195–226.
- Childers, Erskine (1910), *War and the Arme Blanche*, London.
- Clausewitz, Carl von (1909 [1874]), *On War*, übersetzt von J.J. Graham, zweite Ausgabe, London, <https://www.gutenberg.org/files/1946/1946-h/1946-h.htm> (10.05.2024).
- Coetzer, Owen (2000), *Fire in the Sky. The Destruction of the Orange Free State, 1899–1902*, Weltevreden.
- Cook, Hugh (1975), *The Sikh Wars. The British Army in Punjab, 1845–49*, Neu-Delhi.
- Cooper, Randolph G. S. (2003), *The Anglo–Maratha Campaigns and the Contest for India. The Struggle for Control of the South Asian Military Economy*, Cambridge.
- Connolly, C. N. (1978), Manufacturing »Spontaneity«: The Australian Offers of Troops for the Boer War, in: *Historical Studies*, 18:71, S. 106–117.
- de Guzman, Chad (2022), Magawa the Landmine-Sniffing Rat Was an International Hero. His Work Is Far From Over, in: *Time Magazine*, 13. Januar 2022, <https://time.com/6138994/magawa-dies-landmines-cambodia/> (10.05.2024).
- de Kleijn, David M. (2019), *Das Pferd im »Nachpferde-Zeitalter«. Zur kulturellen Neusemantisierung einer Mensch-Tier-Beziehung nach 1945*, Marburg.
- Deshpande, Anirudh (1992), Limitations of Military Technology, Naval Warfare on the West Coast, 1650–1800, in: *Economic and Political Weekly* 27:17, S. 900–904.
- DeWeerd, H. A. (1937), Was Lawrence a Great Soldier?, in: *The Coast Artillery Journal* 80:3, S. 198–206.
- Digby, Simon (1971), *War–horse and Elephants in the Delhi Sultanate. A Study of Military Supplies*, Oxford.
- Earl of Lytton [Victor Alexander George Robert Bulwer–Lytton, 2nd Earl of Lytton] (1942), *Pundits and Elephants. Being the Experiences of Five Years as Governor of an Indian Province*, London.
- Evans, G. H. (1901), *A Treatise on Elephants*, Rangoon.
- Flynn, Jane (2020), *Soldiers and their Horses. Sense, Sentimentality and the Soldier-Horse Relationship in The Great War*, London.

- Forster, George (1798), *A Journey from Bengal to England Through the Northern Part of India, Kashmir, Afghanistan, and Persia and Into Russia, by the Caspian Sea, 1782–84*, Bd. 1, Neu-Delhi [Nachdruck 1997].
- Freitag, Jason (2009), *Serving Empire, Serving Nation. James Tod and the Rajputs of Rajasthan*, Leiden/Boston.
- Fudge, Erica (2002), *Animal*, London.
- Fumi, Gianpiero/Marigliano, Marco (2025), The Hidden Preparation of the Great War: The Commitment of the Italian Army to Horse Selection, 1861–1914, in: Jacob, Frank (Hg.), *War and Animals. Non-Human Actors in Human Made Conflict*, Paderborn, S. 117–146.
- Garnett, David (Hg.) (1938), *The Letters of T. E. Lawrence*, London.
- Gerster, Georg (1960), *Sahara*, London.
- Gieser, Thorsten (2022), *Leben mit Wölfen. Affekte, Gefühle und Stimmungen in Mensch-Wolf-Beziehungen*, Bielefeld.
- Giles III, James T. (2019), Medical Evacuation of the Military Working Dog, in: Huck, Leslie G./Burke, Ronald L. (Hg.), *Military Veterinary Services*, Fort Sam Houston, TX, S. 111–122.
- Gladstone, Hugh S. (1919), *Birds and the War*, London.
- Gleichen, Count (Lord Edward) (1888), *With the Camel Corps Up the Nile*, London.
- Glen, Martin (2018), *Gaza 1917*, Rothersthorpe.
- Gommans, Jos (1995), Indian Warfare and Afghan Innovation during the Eighteenth Century, in: *Studies in History* 11:2, S. 261–280.
- Gommans, Jos (2002), *Mughal Warfare. Indian Frontiers and High Roads to Empire, 1500–1700*, London/New York.
- Gommans, Jos (1995b), *The Rise of the Indo–Afghan Empire, c. 1710–1780*, Leiden/New York.
- Gommans, Jos (2018), The Warband in the Making of Eurasian Empires, in: van Berkel, Maaïke/Duindam, Jeroen (Hg.), *Prince, Pen, and Sword. Eurasian Perspectives*, Leiden/Boston, S. 297–383.
- Gommans, Jos/Kolff, Dirk (Hg.) (2003), *Warfare and Weaponry in South Asia. 1000–1800*, New Delhi.
- Gommans, Jos (1999), Warhorse and Gunpowder in India, c. 1000–1850, in: Black, Jeremy (Hg.), *War in the Early Modern World, 1450–1815*, London/New York, S. 105–128.
- Gommans, Jos (2007), Warhorse and Post–Nomadic Empire in Asia, c. 1000–1800, in: *Journal of Global History* 2:1, S. 1–21.
- Goswamy, B. N. (1985), Of Devotées and Elephants Fights: Some Notes on the Subject Matter of Mughal and Rajput Painting, in: Vishakha N. Desai (Hg.), *Life at Court. Art for India's Rulers, 16<sup>th</sup>–19<sup>th</sup> Centuries*, Boston, S. xix–xxiii.
- Grainger, John D. (2006), *The Battle for Palestine 1917*, Woodbridge.

- Grant, Elspeth (2009), Australia's Cameleers, in: *Wartime: Official Magazine of the Australian War Memorial* 45, S. 56–57.
- Guibert, Jacques–Antoine–Hippolyte de (1772), *Essai général de tactique, précédé d'un Discours sur l'état actuel de la politique et de la science militaire en Europe, avec le plan d'un ouvrage intitulé, 2. Bde.*, London.
- Gullet, Henry Somer/Barrett, Charles (Hg.) (1919), *Australia in Palestine*, Sydney.
- Gullet, Henry Somer (1923), *Official History of Australia in the War*, Bd. 7: *The Australian Imperial Force in Sinai and Palestine, 1914–1918*, Sydney.
- Gurwood, John (Hg.) (1837), *Despatches of Wellington*, Bd. 2, London.
- Hägerdal, Hans (2004), War and Culture. Balinese and Sasak Views on Warfare in Traditional Historiography, in: *South East Asia Research* 12:1, S. 81–118.
- Hassanein Bey, A. M. (1925), *The Lost Oases*, London.
- Havelock, Henry (1867), *Three Main Military Questions of the Day*, London.
- Hediger, Ryan (2021), History of War, in: Roscher, Mieke/Krebber, André/Mizelle, Brett (Hg.), *Handbook of Historical Animal Studies*, Berlin/Boston, S. 571–586.
- Hickling, Frank (2000), Introduction, in: Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, viii–xi.
- Hobhouse, Emily (1901), *Report of a Visit to the Camps of Women and Children in the Cape and Orange River Colonies. To the Committee of the South African Distress Fund*, London.
- Hobson, John A. (1902), *Imperialism. A Study*, London.
- Hogue, Oliver (1916a), *Love Letters of an Anzac*, London.
- Hogue, Oliver (1919), *The Cameliers*, London.
- Hogue, Oliver (1916b), *Trooper Bluegum at the Dardanelles. Descriptive Narratives of the More Desperate Engagements on the Gallipoli Peninsula*, London.
- Hulsman, John C. (2009), *To Begin the World over Again. Lawrence of Arabia from Damascus to Bagdad*, New York.
- Inchbald, Geoffrey (1970), *Imperial Camel Corps*, London.
- Irwin, Robert (2010), *Camel*, London.
- Jacob, Frank (2025), Between Guerilla Warfare and Logistical Necessity: The Use and Perception of Camels in the Middle East during the First World War, in: Jacob, Frank (Hg.), *War and Animals. Non-Human Actors in Human Made Conflict*, Paderborn, S. 147–194.
- Jacob, Frank (2016), Der Aufstieg Makedoniens. Eine Erfolgsgeschichte antiker Kavallerie, in: Jacob, Frank (Hg.): *Pferde in der Geschichte. Begleiter in der Schlacht, Nutztier, literarische Inspiration*, S. 19–38.
- Jacob, Frank (2018), Die British East India Company und der militärische Einsatz von Elefanten auf dem indischen Subkontinent im 18. und 19. Jahrhundert, in: Raum, Theresia/Jacob, Frank (Hg.), *»Mit Pauken und Trompeten«. Elefanten in Geschichte, Literatur und Kunst*, Marburg, S. 129–170.

- Jacob, Frank (2016b), Die Krieg-in-Sicht-Krise. Pferde als taktisches Element der militärischen Aufrüstung, in: Jacob, Frank (Hg.), *Pferde in der Geschichte. Begleiter in der Schlacht, Nutztier, literarische Inspiration*, Darmstadt, S. 182–197.
- Jacob, Frank (2016c), Vom kriegsentscheidenden Faktor zum Sinnbild antiquierter Kriegsführung. Pferde im Burenkrieg und im Russisch-Japanischen Krieg, in: Jacob, Frank (Hg.), *Pferde in der Geschichte. Begleiter in der Schlacht, Nutztier, literarische Inspiration*, Darmstadt, S. 198–232.
- Jacob, Frank (2020), *Gallipoli 1915/16: Britanniens bitterste Niederlage*, Berlin.
- Jacob, Frank (2022), *MenschenAffen – AffenMenschen. Kulturgeschichte einer Mensch-Tier-Beziehung*, Marburg.
- Jacob, Frank (2019), The Construction of a Memorial Space. The Gallipoli Campaign and Spatial Remembrance, in: Jacob, Frank/Pearl, Kenneth (Hg.), *War and Memorials: The Age of Nationalism and the Great War* Paderborn, S. 189–207.
- Jacob, Frank (2022b), *The Orientalist Semiotics of »Dunes«. Religious and Historical References within Frank Herbert's Universe*, Marburg.
- Jacob, Frank (2018b), *The Russo-Japanese War and Its Shaping of the Twentieth Century*, London.
- Jacob, Frank (2020b), Tsushima 1905: Ostasiens Trafalgar, zweite Auflage, Paderborn.
- Jager, Theo F. (1917), *Scout, Red Cross and Army Dogs. A Historical Sketch of Dogs in the Great War and a Training Guide for the Rank and File of the United States Army*, Rochester, NY.
- James, Lawrence (2008). *The Golden Warrior. The Life and Legend of Lawrence of Arabia*, New York.
- Janssen, Elmar (2009), Kamele im Krieg – eine Kavalleriw für unkonventionelle Kampfeinsätze, in: Pöppinghege, Rainer (Hg.), *Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn, S. 85–102.
- Kipling, Ruyard (1949), A Sahib's War, in: Ruyard Kipling, *Traffics and Discoveries*, London, URL: <http://www.gutenberg.org/cache/epub/9790/pg9790.html> (Zuletzt aufgerufen am 23.10.2014).
- Kitchen, James E. (2014), *The British Imperial Army in the Middle East. Morale and Military Identity in the Sinai and Palestine Campaigns, 1916–18*, London.
- Kleinschmidt, Harald (2013), *Diskriminierung durch Vertrag und Krieg. Zwischenstaatliche Verträge und der Begriff des Kolonialkriegs im 19. und frühen 20. Jahrhunderts*, München.
- Koselleck, Reinhart (2010), »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont«. Zwei historische Kategorien, in: Koselleck, Reinhart, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main, S. 349–375.
- Lafont, J. M. (1982), Military Activities of French Officers of Maharaja Ranjit Singh, in: *Journal of Sikh Studies* 9, S. 32–33.

- Lake, Marilyn et al. (Hg.) (2010), *What's Wrong with ANZAC? The Militarisation of Australian History*, Sydney.
- Langley, George F. und Edmàee M. (1976), *Sand, Sweat and Camels. The Australian Companies of the Imperial Camel Corps*, Kilmore, Victoria.
- Langston, A. T./Flanagan, E. M. Jr. (1963), Clausewitz: His Philosophy on War and His Effect on Modern Strategy, in: *Naval War College Review* 15:6, S. 1–22.
- Lawrence, T. E. (1922), *Seven Pillars of Wisdom. A Triumph*, London.
- Lemish, Michael G. (1996), *War Dogs. A History of Loyalty and Heroism*, London.
- Lewis, Barry (2012), British Assessments of Tipu Sultan's Hill Forts in Northern Mysore, South India, 1802, in: *International Journal of Historical Archaeology* 16:1, S. 164–198.
- Lieberman, Victor (2003), Some Comparative Thoughts on Premodern Southeast Asian Warfare, in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 46:2: *Aspects of Warfare in Premodern Southeast Asia*, S. 215–225.
- Linhart, Sepp (2020), The Japanese Soldier in American Popular Songs. A Comparison of Songs from the Russo-Japanese War (1904–05) and from the Pacific War (1941–1945), in: Jacob, Frank/Linhart, Sepp (Hg.), *War and Stereotypes. The Image of Japan's Military Abroad*, S. 119–153.
- Martin, Montgomery (Hg.) (1836/1837), *The Despatches, Minutes, and Correspondence, of the Marquess Wellesley, K. G. During His Administration in India*, Bd. 1–5, London.
- Mauldin, Erin Stewart (2021), Yankee Pigs and Dying Cattle: Military Logistics, Animal Disease, and Economic Power in the U.S. and Colonial Africa in the Nineteenth Century, in: Nordstrom, Justin (Hg.), *The Provisions of War. Expanding the Boundaries of Food and Conflict 1840–1990*, Fayetteville, S. 21–41.
- Medlock, Chelsea A. (2019), 'They Did Their Bit' – British Animal Welfare Societies and the Memorialization of War Animals since the Anglo-Boer War, in: Jacob, Frank/Pearl, Kenneth (Hg.), *War and Memorials. The Age of Nationalism and the Great War*, Paderborn, S. 129–156.
- Mehta, Jaswant L. (2005), *Advanced Study in the History of Modern Indian, 1707–1813*, Neu-Delhi.
- Miller, Carman (2000), The Crucible of War: Canadian and British Troops During the Boer War, in: Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, S. 84–98.
- Morewood–Dowsett, J. (1939), Supplement. Elephant Past and Present, in: *Journal of the Royal African Society* 38:152, S. 3–40.
- Mousa, Suleiman (1966), *T. E. Lawrence. An Arab View*, London.
- Muir, Rory (1998), *Tactics and the Experience of Battle in the Age of Napoleon*, New Haven, CT.

- Nasson, Bill (2000), The South African War/Anglo-Boer War 1899–1902 and political memory in South Africa, in: T. G. Ashplant, Graham Dawson, Michael Roper (Hg.), *The Politics of War Memory and Commemoration*, London/New York, S. 111–127.
- Nasson, Bill (1996), *Uyadela Wen'osulapho. Black Participation in the Anglo-Boer War*, Randburg.
- Ness, Gayl D./Stahl, William (1977), Western Imperialist Armies in Asia, in: *Comparative Studies in Society and History* 19:1, S. 2–29.
- Newell, Jonathan (1991), Allenby and the Palestine Campaign, in: Bond, Brian (Hg.), *The First World War and British Military History*, Oxford, S. 189–226.
- Nongbri, Natasha (2003), Elephant Hunting in Late 19th Century North–East India. Mechanisms of Control, Contestation and Local Reactions, in: *Economic and Political Weekly* 38:30, S. 3189–3199.
- Nowrot, Karsten (2015), Animals at War: The Status of ›Animal Soldiers‹ under International Humanitarian Law, in: *Historical Social Research* 40:4, S. 128–150.
- O'Morgan, Kenneth (2002), The Boer War and the Media (1899–1902), in: *Twentieth Century British History* 13:1, S. 1–16.
- Pakenham, Thomas (1982), *The Boer War*, London/Sidney.
- Parker-Starbuck, Jennifer (2013), Animal Ontologies and Media Representations. Robotics, Puppets, and the Real of ›War Horse‹, in: *Theatre Journal* 65:3, S. 373–393.
- Patterson, Palmer (1971), The Colonial Parallel. A View of Indian History, in: *Ethnohistory* 18:1, S. 1–17.
- Pearson, Chris (2013), Dogs, History, and Agency, in: *History and Theory* 52:4, S. 128–145.
- Pearson, Chris (2019), Four-Legged Poilus: French Army Dogs, Emotional Practices and the Creation of Militarized Human-Dog Bonds, 1871–1918, in: *Journal of Social History* 52:3, S. 731–760.
- Pelegro, Borja (2016), Storm from the Steppes, in: *Medieval Warfare* 5:6, S. 19–25.
- Pemble, John (1976), Resources and Techniques in the Second Maratha War, in: *The Historical Journal* 19:2, S. 375–404.
- Pöppinghege, Rainer/Proctor, Tammy (2009), »Außerordentlicher Bedarf für das Feldheer« – Brieftauben im Ersten Weltkrieg, in: Pöppinghege, Rainer (Hg.), *Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn, S. 103–117.
- Pöppinghege, Rainer (Hg.) (2009), *Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn.
- Porcher, Joceylne/Estebanez, Jean (Hg.) (2019), *Animal Labor. New Perspectives on Human-Animal Relations*, Bielefeld.
- Potempa, Harald (2011), Der Raum und seine tatsächliche Beherrschung als zentrales Problem von Imperialkriegen: Die Perzeption des Kleinen Krieges durch deutsche Streitkräfte im Zeitraum 1884 bis 1914 im Spiegel des »Militär-Wochenblattes«, in: Tanja Bühner, Christian Stachelbeck, Dierk Walter (Hg.),

- Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse*, Paderborn et al., S. 443–462.
- Preston, Adrian (Hg.) (1967), *In Relief of Gordon. Lord Wolseley's Campaign Journal of the Khartoum Relief Expedition 1884–1885*, London.
- Pugsley, Christopher. *The ANZAC Experience. New Zealand, Australia and Empire in the First World War*, London 2006.
- Raal, Sarah (1938), *Met Die Boere in Die Veld: Die Ervarings Van Die Skryfster*, Kaapstad.
- Ravindranathan, Thangam (2020), *Behold an Animal. Four Exorbitant Readings*, Evanston, IL.
- Reid, Frank (1934), *The Fighting Cameliers. The Exploits of the Imperial Camel Corps in the Desert and Palestine Campaigns of the First World War*, Sydney.
- Rennie, James (1831), *The Menageries. Quadrupeds, Described and Drawn from Living Subjects*, London.
- Rogers, Clifford J. (1995), *The Military Revolutions of the Hundred Years War*, in: Rogers, Clifford J. (Hg.), *The Military Revolution Debate: Readings on the Military Transformation of Early Modern Europe*, Boulder, S. 55–93.
- Rose, Andreas (2011), »Unsichtbare Feinde«: Großbritanniens Feldzug gegen die Buren (1899–1902), in: Tanja Bühner, Christian Stachelbeck, Dierk Walter (Hg.), *Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse*, Paderborn, S. 217–239.
- Röver, Corinna (2025), *War Asset and Solidarity on the Hoof: Reindeer in the Fennoscandian Arctic During World War II*, in: Jacob, Frank (Hg.), *War and Animals. Non-Human Actors in Human Made Conflict*, Paderborn, S. 273–297.
- Roy, Kaushik (2013), *From the Mamluks to the Mansabdars. A Social History of Military Service in South Asia, c. 1500 to c. 1600*, in: Zürcher, Erik-Jan (Hg.), *Fighting for a Living. A Comparative Study of Military Labour 1500–2000*, Amsterdam, S. 81–114.
- Roy, Kaushik (2005), *Military Synthesis in South Asia. Armies, Warfare, and Indian Society, c. 1740–1849*, in: *The Journal of Military History* 69:3, S. 651–690.
- Roy, Kaushik (2013a), *The Army in British India. From Colonial Warfare to Total War 1857–1947*. London.
- Saint-Genis, Victor de (1873), *Le Général Comte De Boigne*, Poitiers.
- Sanderson, George P. (1893), *Thirteen Years Among the Wild Beasts of India*, Fifth Edition, London.
- Scammell, Geoffrey V. (1997), *Indigenous Assistance in the Establishment of Portuguese Power in the Sixteenth Century*, in: Peers, Douglas M. (Hg.), *Warfare and Empires: Contact and Conflict between European and Non-European Military and Maritime Forces and Cultures*, Aldershot, S. 139–149.
- Searle, Alaric (2018), *War Elephants and Early Tanks: A Transepochal Comparison of Ancient and Modern Warfare*, in: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 77:1, S. 37–77.

- Sen, Surendra Nath (1928), *The Military System of the Marathas*, Bombay et al.
- Sewell, Robert (1900), *A Forgotten Empire. Vijayanagar*, London.
- Sil, Narasingha P. (2005), An Anatomy of Colonial Penetration and Resistance in the Eighteenth Century. The Odyssey of Siraj-ud-daula and Tipu Sultan, in: *Journal of Asian History* 39:1, S. 44–91.
- Sims, Grover J. (1951), *Meat and Meat Animals in World War II*, Washington, D. C.
- Singh, Khushwant (1962), *Ranjit Singh, Maharajah of Punjab, 1780–1839*, London.
- Sivasundaram, Sujit (2005), Trading Knowledge. The East India Company's Elephants in India and Britain, in: *The Historical Journal* 48:1, S. 27–63.
- Smith, Iain R. (1996), *The Origins of the South African War 1899–1902*, New York/London.
- Spence, Iain G. (2000), 'To Shoot and Ride': Mobility and Firepower in Mounted Warfare, in: Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, S. 115–128.
- Spiers, Edward M. (2004), *The Victorian Soldier in Africa*, Manchester.
- Stang, Charles M. (Hg.) (2002), *The Waking Dream of T. E. Lawrence. Essays on his Life, Literature, and Legacy*, London/New York.
- Steinbach, Henry (1845), *The Punjab. Being a Brief Account of the Country of the Sikhs*, London.
- Stewart, Desmond (1977), *T. E. Lawrence*, New York.
- Swart, Sandra (2010), Horses in the South African War, c. 1899–1902, in: *Society and Animals* 18, S. 348–366.
- Symons, Julian (1965), *England's Pride. The Story of the Gordon Relief Expedition*, London.
- Teil, Jean du (1782), *Manœuvres d'infanterie pour résister à la cavalerie et l'attaquer avec succès*, Metz.
- Tellis, Gerard J./Rosenzweig, Stav (2018), *How Transformative Innovations Shaped the Rise of Nations. From Ancient Rome to Modern America*, London/New York.
- The Jahangirnama. Memoirs of Jahangir, Emperor of India* (1999), translated, edited, and annotated by Wheeler M. Thackston, New York/Oxford.
- Thomas, Lowell (1924), *With Lawrence in Arabia*, New York.
- Thorn, William (1818), *Memoir of the War in India*, London.
- Trautmann, Thomas R. (2015), *Elephants and Kings. An Environmental History*, Chicago/London.
- Ubayasiri, Kasun (2015), The Anzac Myth and the Shaping of Contemporary Australian War Reportage, in: *Media, War and Conflict* 8:2, S. 213–228.
- Ullrich, Jessica/Roscher, Mieke (Hg.) (2017), *Tierstudien*, Bd. 12, *Kriegstiere*, Berlin.
- Ulrichsen, Kristian Coates (2014), *The First World War in the Middle East*, London.

- Verney, Michael A. (2013), An Eye for Prices, an Eye for Souls. Americans in the Indian Subcontinent, 1784–1838, in: *Journal of the Early Republic* 33:3, S. 397–431.
- Waag, Ian van der (2000), South Africa and the Boer Military System, in: Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, S. 45–69.
- Wallace, R. L. (1976), *The Australians at the Boer War*, Canberra.
- Walter, Dierk (2011), Imperialkriege: Begriff, Erkenntnisinteresse, Aktualität (Einleitung), in: Tanja Bühner, Christian Stachelbeck, Dierk Walter (Hg.), *Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse*, Paderborn u. a., S. 1–29.
- Wilcox, Craig (2002), *Australia's Boer War. The War in South Africa (1899–1902)*, Oxford/New York.
- Wilcox, Craig (2000), Looking Back on the South African War, in: Peter Dennis, Jeffrey Grey (Hg.), *The Boer War. Army, Nation and Empire*, Canberra, S. 1–13.
- Wilkinson, Frank (1901), *Australian Cavalry. The New South Wales Lancers and the First Australian Horse*, Sydney.
- Wilks, Mark/Hammick, Murray (1831), Historical Sketches of the South Indian History, Bd. 3: From the Earliest Times to the Last Muhammadan Dynasty, Second edition, New Delhi.
- Williamson, Thomas (1807), *Oriental Fieldsports*, Bd. 1, London.
- Willekes, Carolyn (2015), Equine Aspects of Alexander the Great's Macedonian Cavalry, in: Howe, Timothy/Garvin, E. Edward/Wrightson, Graham (Hg.), *Greece, Macedon and Persia*, Oxford, S. 47–58.
- Wilson, Matthew (2003), *The Land of the War Elephants. Travels Beyond the Pale – Afghanistan, Pakistan, and India*, Chicago.
- Wilson, Captain S. J., M. C. (1920), *The Seventh Manchesters. July 1916 to March 1919*, Manchester.
- Winrow, Andrew (2016), *The British Army Regular Mounted Infantry 1880–1913*, London.
- Woodfin, Edward C. (2012), *Camp and Combat on the Sinai and Palestine Front. The Experience of the British Empire Soldier, 1916–18*, Basingstoke/New York.
- Woodward, David R. (2006), *Hell in the Holy Land. World War I in the Middle East*, Lexington, KY.

## 6.4 Abbildungsnachweise

- Abb. 2.1: Marsch einer indischen Armee (Rennie 1831: 217).
- Abb. 2.2: Elefanten helfen beim Transport von Geschützen (Rennie 1831: 222).
- Abb. 3.1: Eine Gruppe burischer Guerillas »in Aktion« auf einem Gipfel in Natal (vermutlich zu Propagandazwecken gestellte Aufnahme), Australian War Memorial, P02578.007.
- Abb. 3.2: Eine Gruppe britischer »Rough Riders« auf Pferden in der Wüste Südafrikas, Australian War Memorial, P05524.009.
- Abb. 3.3: Eine Gruppe von Männern der NSW Imperial Bushmen bereitet Futter für ihre Pferde vor, Australian War Memorial, A04286.
- Abb. 3.4: „Trauriger Abschied von einem treuen Begleiter“, Südafrika 1900, Australian War Memorial, P00295.285.
- Abb. 4.1: Ein australischer Offizier des Imperial Camel Corps auf einem Kamel in der Wüste, Australian War Memorial, B01479.
- Abb. 4.2: Packsattel für ein Kamel (ASCT: 78).
- Abb. 4.3: Vier Auszubildende sitzen im Lager des Kamelkorps auf einem Kamel, das gerade im Begriff ist, aufzustehen, AWM, A03585B.
- Abb. 4.4: »Bereit zum Aufsteigen.« Soldaten des Imperial Camel Corps bereiten sich aufs Aufsteigen auf ihre Kamele vor (Gullett/Barrett 1919: 129).
- Abb. 4.5: Foto von ICC Kamelen, in: *Pine Bluff Daily Graphic*, 21. September 1916.
- Abb. 4.6: Umschlaginnenseite von Gullett and Barrett, *Australia in Palestine* (1919), künstlerische Arbeit von David Barker.
- Abb. 4.7: Karte von Lawrences Kamelreise zwischen Mai und Juli 1917.
- Abb. 4.8: Lawrence auf dem Kamel. T. E. Lawrence Collection, Imperial War Museum, Q 60212.
- Abb. 4.9: Arabische Patrouille mit Kamelen, T. E. Lawrence Collection, Imperial War Museum, Q 59073.
- Abb. 4.10: Feisals Truppen, T. E. Lawrence Collection, Imperial War Museum, Q 58861.